Auch die Sterne können reden.

Roman

von

Philipp Galen.

Vierter Band.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Leipzig, 1879.
Verlag von Carl Zieger.

Auch die Sterne können reden.

Roman

von

Philipp Galen.

Vierter Band.

Leipzig, 1879.

Verlag von Carl Zieger.

Inhalt des vierten Bandes.

Erstes Capitel.

Doctor Blank's Geschichte.

„Ja, meine Freunde," begann er zu reden, „so ist denn endlich die Stunde gekommen, wo die so lange vor Ihnen getragene Maske von meinem Gesichte fallen muß. O, ich habe diese Stunde lange gefürchtet und doch auch oft mit bangem Herzklopfen herbeigesehnt, denn es wurde mir schwer, diese Maske zu tragen, und doch konnte ich nicht unter meinem wahren Namen und in meiner wirklichen Gestalt vor Ihnen auftreten, wenn ich die Pläne, deren Vollführung ich mir als Lebensaufgabe gestellt, nicht von Anfang an scheitern sehen und die Handlungen, die ich im Stillen begonnen und consequent durchgeführt, nicht von vornherein unmöglich machen wollte. Damit Sie aber mich, meinen Charakter, mein Wesen und zuletzt auch meine Handlungsweise ganz begreifen, muß ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen, und haben Sie die gehört,

dann werden Sie auch begriffen haben, was Ihnen jetzt noch unklar, verworren und seltsam erscheint. Erwarten Sie indessen keine besonders auffallende und romantische Erzählung, ach nein, das ist sie nicht, sie ist vielmehr unendlich einfach und anspruchslos. Es läßt sich aber doch Manches aus ihr lernen und namentlich das, daß ein Mensch, der wirklich Gutes verrichten will, auch endlich zu seinem Zweck gelangt, wenn er die richtigen Mittel wählt und — die richtigen Menschen findet, die ihm zur Ausführung seiner Pläne verhelfen."

Bei diesen Worten hatte er Moses Joël mit einem herzlichen Blick von der Seite angesehen und ihm seine Hand hingereicht. Moses Joël ergriff sie, hielt sie eine Weile fest und drückte sie warm und dankbar, gab ihm aber dann einen Wink mit der anderen Hand, daß er sich nicht weiter unterbrechen, sondern in seiner Erzählung fortfahren solle, auf die alle seine Zuhörer mit der größten Spannung lauschten.

„Zuerst," fuhr nun der Erzähler fort, „muß ich vor Ihnen bekennen, was mein wackerer Freund, der Meyer Saaltrup bis jetzt allein gewußt und auf meine vor Jahren an ihn gerichtete Bitte selbst seinen Kindern verschwiegen hat, daß ich nämlich nicht der bin, für den Sie mich bisher gehalten, wenigstens nicht

den Namen trage, unter welchem Sie mich kennen gelernt haben und den ich hier führe. Ja, Sie staunen, meine jungen Freunde, ich lese es auf Ihren Gesichtern, aber es ist einmal so. Gewisse Umstände, die Sie später erfahren werden, haben mich bewogen, den Namen, den ich von meinem Vater erhalten, mit dem meiner Mutter zu vertauschen. Ich heiße also in Wirklichkeit nicht Theodor Blank, sondern Theodor Hüllessen und bin allerdings der Sohn eines Landgeistlichen, aber nicht dessen, den ich bisher für meinen Vater ausgab, wenn einmal ein Neugieriger, der meine Verhältnisse ja nicht zu wissen brauchte, mich danach fragte. Mein Vater also war Pfarrer nicht in unserm nächsten Nachbardorfe, wie Sie glaubten, wo ein Bruder meiner Mutter als ein Ihnen bekannter Geistlicher lebte und also auch den Namen Blank führte, sondern in dem viel kleineren und bescheideneren Dorfe dort jenseits der Lippeschen Gränze, ganz in der Nähe Ihres Gutes, Herr Baron. Außer dem Meyer Saaltrup aber kannten in hiesiger Gegend nur der mir von Jugend an befreundete jetzige Pfarer in unserm Nachbardorfe und unser Landrath meinen wahren Namen, ohne sich weiter um die Gründe zu bekümmern, die mich zu einem solchen Wechsel bewogen hatten, zumal ich auch meine wissenschaftlichen Schriften, deren

ich im Laufe der Jahre sehr viele verfaßt, stets mit demselben Namen unterzeichnete.

„Dies schicke ich als Einleitung meiner Lebensgeschichte voran und von heute an steht es Ihnen und Jedermann frei, mich, wenn er will, bei meinem rechten Namen zu nennen, denn die einzige Person auf der Welt, um derenwillen ich jenen Wechsel vollzog und vor der allein ich meinen wahren Namen und meinen Aufenthalt in hiesiger Gegend verbergen wollte, kann jetzt auch von meiner Existenz Kunde erhalten, da ihr wahrscheinlich nun nicht mehr lange verborgen bleiben wird, was sich heute hier zugetragen hat, und, nachdem ich meinen Zweck so glücklich erreicht, habe ich auch keine Ursache mehr, mich fernerhin vor ihr verborgen zu halten.

„Mein Vater war kein ganz unbemittelter Mann, denn er hatte eine wohlhabende Frau, meine gute Mutter, geheirathet, die aus Detmold stammte, aber jetzt keine lebenden Verwandten mehr daselbst besitzt. So war es denn meinem Vater bei seinem geringen Berufseinkommen möglich, mich, nachdem er mich zuerst in seinem Hause auf dem Dorfe selbst unterrichtet, auf die Schule nach Detmold zu senden, wo ich bei einem wackeren und für die damalige Zeit gelehrten Gymnasiallehrer in Pension kam.

„Ich hatte von der Natur einen offenen Kopf und große Lernbegier empfangen und so absolvirte ich meine Schulaufgaben mit Leichtigkeit, ja in einer Art von Spielerei. Als ich mein Abiturientenexamen sehr frühzeitig bestanden, hielt mein Vater mich noch für zu jung, um auf die Universität zu ziehen, denn ich war kaum siebzehn Jahre alt. So behielt er mich denn ein halbes Jahr in seinem Hause, wie der fleißigste Schüler verschiedene Studien noch einmal mit mir treibend, und sandte mich dann nach unserm Nachbardorfe zu meinem Oheim, dem Pfarrer Blank, der gerade zu jener Zeit seinen einzigen Sohn verloren hatte und in großer Betrübniß darüber war. Dieser Umstand war es auch, der mich später seinen Namen annehmen ließ und weshalb viele Menschen, die unsere Verhältnisse nicht näher kannten, mich für seinen Sohn halten mochten, zumal ich in späteren Jahren, nachdem mein Vater frühzeitig gestorben war, einen Theil der Universitätsferien bei ihm auf seinem Dorfe zuzubringen pflegte.

„Mein Oheim in B . . . war ein überaus gelehrter und wißbegieriger alter Herr und pflanzte mir einen maaßlosen Trieb nach Belehrung und Wissen in allen möglichen Zweigen ein. Ich warf mich mit dem regsten Eifer auf die Wissenschaften, namentlich auf die, die

mit dem Berufsstudium in Verbindung standen, welches ich von Anfang an für mich gewählt. Es war das Studium der Medizin, denn ich hatte mir einmal in den Kopf gesetzt, ein bedeutender Arzt zu werden und auf diese Weise die beste Gelegenheit zu haben, den Menschen in ihrer Noth beizustehen — ein Trieb, den ich vielleicht von meinen Eltern geerbt hatte, die Beide wirkliche Menschenfreunde waren und es für ihr größtes Glück hielten, wenn sie rathen und helfen konnten, in welcher Gestalt die Noth ihrer Mitmenschen auch an sie herantreten mochte.

„Damit ich aber nicht ein bloßer einfacher Arzt werde, hatte ich mir vorgenommen, auch meiner ganz besonderen Liebhaberei zu folgen, und diese bezog sich auf die Naturwissenschaften insgesammt, von denen ich später, durch vielfache äußere Umstände begünstigt und angespornt, zwei auswählte, die ich auch jetzt noch mit der größten Liebe und unablässigem Eifer betreibe — die Botanik und die Astronomie. Doch Sie werden alsbald erfahren, was mich vorzugsweise zu dem Studium dieser beiden herrlichen Wissenschaften trieb und aus welchem Grunde ich gerade in ihnen etwas Ungewöhnliches zu leisten versprach, was indessen nicht eingetroffen ist, da mein Beruf als Arzt mich vielfach von ihnen abzog und ich mich nur in

einzelnen sparsamen Mußestunden damit beschäftigen konnte.

„So begann ich denn meine medizinischen Studien auf der Universität Leipzig und blieb dort ein Jahr, um im zweiten nach Göttingen und im dritten — nach B . . . zu gehen, wo ich mehrere Jahre blieb, da es mir durch Gottes Fügung bestimmt war, den größten Wohlthäter und auch das größte Glück meines Lebens daselbst zu finden.

„Es war dies der Professor der Mathematik und Astronomie Dr. A . . ., der damals schon sehr berühmte Director der dortigen Sternwarte. Er war ein Studienfreund meines Vaters, stand mit ihm in un-unterbrochenem Briefwechsel und so war es natürlich, daß mein Vater, der bald darauf starb, mir eben sowohl wie mein Oheim, der auch mit ihm befreundet war, gewichtige Empfehlungsschreiben an den berühmten Gelehrten mit auf den Weg gaben, als ich nach B . . . zog. Als der Professor, der nach den damaligen Verhältnissen als ein sehr reicher, aber auch etwas absonderlicher Mann bekannt war, diese Empfehlungsschreiben gelesen hatte, die ich ihm gleich am Tage nach meiner Ankunft in B . . . in bescheidener Weise überreichte und dabei um seine vielvermögende Beihülfe in meinen Studien bat, schaute er mich lange

durch seine grüne Brille an und schien jede Linie meines Gesichts mit seltsamer Genauigkeit und Schärfe zu prüfen. Ich wußte damals noch nicht, was ich erst später erfuhr, daß er als bedeutender und von der ganzen gelehrten Welt anerkannter Astronom auch eine gewisse Vorliebe für die weniger auf wissenschaftlichen als empirischen Grundlagen beruhende Astrologie besaß und nach äußeren Kennzeichen und Merkmalen der menschlichen Physiognomie auf das Innere der Menschen schloß, ihnen so gewissermaßen durch eigene genaue Anschauung im Stillen ihr Horoskop stellte und namentlich das Dasein ihn interessirender Persönlichkeiten mit dem geheimen Wirken und Einfluß der Sterne in Berührung brachte. Genug, er prüfte mich schon gleich bei meinem ersten Besuch sehr genau und ich mochte ihm gefallen, denn er nahm mich mit einer mir wohlthuenden Freundlichkeit auf und wies mir sogar, da ich auf seine Frage angab, daß ich noch keine bestimmte Wohnung habe, eine solche in seinem prachtvoll eingerichteten Landhause an, welches unmittelbar neben der Universitätssternwarte lag und durch einen Gartengang damit verbunden war. Obgleich ich mich anfangs etwas sträubte, von diesem hochherzigen Anerbieten Gebrauch zu machen, zumeist weil ich fürchtete, der mir als streng seinen Grundsätzen folgender Sonderling ge-

schilderte Mann werde mir in meinem freien Studentenleben eine gewisse Beschränkung auferlegen, so widerstand ich doch seinem mit einer mir imponirenden Festigkeit vorgebrachten Vorschlage, der fast das Ansehen einer unabweislichen Forderung annahm, auf die Dauer nicht, und ich that gewiß wohl daran, denn meine Besorgniß war durchaus ungerechtfertigt gewesen und Niemand, weder früher noch später, hat mir jemals größere Freiheit im Denken und Handeln gelassen, als er, wobei er jedoch stets mit allen Kräften bemüht war, meinen Geist zu klären, alles Unlautere aus meinem Gemüth zu verbannen, dagegen das Edle darin anzupflanzen und zu erwecken, vor allen Dingen aber die Pflege der Wissenschaft im Allgemeinen und Besondern mir als höchste Aufgabe für einen Mann hinzustellen, der sich einmal einem Berufe ergeben, der einzig und allein auf sie gegründet war.

„So traten wir denn bald in ein näheres geselliges und geistiges Verhältniß und lernten uns und unsere Naturanlagen und Eigenschaften genügend nach allen Richtungen kennen. Kein Vater konnte seinem Sohn zärtlicher ergeben sein, als er mir es war, und keiner konnte eine größere Sorge für seine geistige Ausbildung haben, als er sie für mich hatte. Bald sogar bemerkte ich, daß der früher etwas grämliche Mann

durch meinen Umgang heiterer, offener und geselliger wurde, denn er hatte als Wittwer bis dahin sehr einsam gelebt und eine alte Haushälterin, eine Köchin, ein Bedienter, ein Gärtner und ein Kutscher waren die einzigen Leute in seinem Hause, mit denen er in näherer Verbindung stand, da es zu seinen Gewohnheiten gehörte, höchst selten einen Gast bei sich zu haben, wie ich ihn denn auch niemals eine größere Gesellschaft außer dem Hause habe besuchen sehen.

„Ich war noch nicht vier Wochen der Mitbewohner seines geräumigen Landhauses, das er auch im Winter nicht verließ, so zog er mich, nachdem er mich fortwährend im Stillen beobachtet, schon an seinen Tisch, und von nun an war ich für's Erste in jeder freien Stunde sein unzertrennlicher Gefährte und der aufmerksamste Theilnehmer an seinen Studien geworden, deren ergiebige Felder er mir eins nach dem andern mit einer wunderbaren Offenherzigkeit, Hingabe und Freudigkeit erschloß. Und da er dabei oft genug Gelegenheit hatte, meinen Eifer und meine Lernbegier wahrzunehmen, beschloß er mich auch zu seinem Famulus in den Wissenschaften zu machen, denen er vorzugsweise sein Leben gewidmet und die er als vorzüglicher Lehrer an der dortigen Universität vertrat.

„So war er es auch, der mich zuerst einen Blick

in den gestirnten Himmel thun ließ, mich in die mir bis dahin unbekannten Geheimnisse der Astronomie einweihte und dadurch für immer eine Leidenschaft in mir erweckte, die ich bis zu diesem Augenblick bewahrt habe, da sie mich schnell fesselte und endlich so ganz und gar beherrschte, wie meinen Mentor selbst.

„Als er dies mit seinem scharfen Geistesblick erkannte, sprach er einmal den Wunsch aus, daß ich die Medizin aufgeben und mich seiner Wissenschaft allein widmen solle, aber das lehnte ich dankbar und entschieden ab, denn die Vorliebe für die Arzneiwissenschaft war noch nicht in mir erkaltet, im Gegentheil, je tiefere Blicke ich in ihre Lehren that, um so mehr zog sie mich an und meine mir von Anfang an gestellte Lebensaufgabe, den nothleidenden und Hülfe bedürfenden Menschen zur Seite zu stehen, war so fest in mir gewurzelt, daß ich mich nur mit großem inneren Opfer davon hätte losreißen können. Auch mußte ich ja schon aus äußerer Nothwendigkeit einen Beruf festhalten, der mir, da ich kein hinlängliches Vermögen besaß, um ohne anderweitige Beihülfe leben zu können, künftig eine sorgenfreie Existenz versprach, und als ich dem Professor dies eines Abends auf die schonendste Weise vortrug, stimmte er mir schweigend bei und es

war niemals wieder zwischen uns von einem Studienwechsel die Rede.

„Dennoch aber ließ er nicht ab, mich in der Mathematik und Astronomie zu unterrichten, und in meinen abendlichen Mußestunden war ich der gelehrigste und aufmerksamste Schüler bei meinem Meister. Ich erinnere mich noch sehr wohl einer sternenklaren Nacht, wo er mir zum ersten Mal seine volle Liebe zu den Sternen und sein gränzenloses Vertrauen auf sie entwickelte, und sogar noch die Worte klingen in meinen Ohren, die er mit seiner sanften Stimme in jener unvergeßlichen Mitternachtsstunde auf seiner Warte zu mir sprach.

„Mein Sohn, sagte er zu mir, schau Dir nur immer die Sterne mit offenem Auge und Herzen an, und Du wirst bald erfahren, daß sie Dich wieder mit solchen Augen und Herzen betrachten, denn es sind lebendige Wesen wie wir, nur viel größer und mächtiger, und sie erfüllen eben so ihren göttlichen Beruf, wie wir unsern irdischen. So wirst Du in kurzer Zeit entdecken, daß sie auch eine Sprache haben, nur muß man sie verstehen lernen, wie jede andere uns fremde Sprache, wenn wir ihren Sinn erkennen wollen, und das ist in Wahrheit keine so schwierige Sache. Gewöhne Dich also, mit ihnen zu reden und

sie nach irgend Etwas zu fragen, und die Antwort, die sie Dir geben, wird Dich niemals täuschen, denn Lug und Trug giebt es da oben nicht, sondern nur unvergängliche ewige Wahrheit. Nein, nur die Erde hier unten ist voller Lug und Trug, aber die Sterne lügen nicht und können nicht lügen, denn sie predigen Dir Nacht für Nacht dasselbe Lied, des allweisen Schöpfers allmächtige Kraft und Herrlichkeit. Sieh, wenn ich einmal in irgend einem Trübsal befangen bin, welches aus den Vorgängen auf der Erde stammt, und in meiner Abgeschiedenheit und Verlassenheit von aller Welt — habe ich doch nicht Frau und Kind — nicht aus und ein weiß, dann wende ich mich an die Sterne, klage ihnen mein Leid und bitte sie um ihren Rath. Und sie — glaube es mir — erfüllen meine Bitte immer — ohne Nachlaß in ihrer Güte — ohne irgend einen Dank von mir zu beanspruchen. Sie trösten mich also und rathen mir, und wenn ich mich so recht in ihr Anschauen versenke, ist mir zu Muthe, als ob der große unbekannte Schöpfer selbst aus ihren goldenen Augen auf mich herabblickte, mit ihrem Flimmern zu mir spräche und mir schon dadurch allein den Rath und die Hülfe gäbe, die ich verlangt. So habe ich die Sterne liebgewonnen, als ob sie meine besten Freunde wären, und das sind sie auch gewor=

den; wir haben ein unzerreißbares Bündniß mit einander geschlossen und das wird dauern, bis ich meine Augen auf dieser Erde schließe, um sie auf irgend einem Lichtpunkt dort oben wieder zu eröffnen und mit klar gewordenem Geistesblick die Wunder aus der Nähe zu schauen, die ich jetzt nur zum Theil aus der Ferne errathen kann. Je älter, erfahrener und also auch weiser ich aber werde, mein Sohn, um so lauter, verständiger sprechen die Sterne zu mir, denn man lernt von ihnen leicht und schnell, und so wird es auch Dir ergehen, denn ich irre mich darin nicht, auch Du hast von der Natur das offene Auge und den klaren Blick erhalten, dem sich die himmlischen Welten dort oben erschließen, und darum allein habe ich Dich an meine Seite genommen, Dir die Thür meines Hauses und Herzens geöffnet, um wenigstens e i n e n Gedankenerben in meiner lieben Wissenschaft zu erlangen und mir zu bilden, der nach meinem Tode gewissenhaft fortsetzt, was ich so viele Jahre hindurch mit ganzer Hingebung getrieben und angestrebt habe.

„So sprach der Professor A . . . damals in jener Nacht, und in späterer Zeit wiederholte er es oft mit anderen Worten und Deutungen, und immer tiefer drangen seine erhabenen Lehren in mein Herz und immer fester wurzelten sie in mir, so daß ich mich

wirklich auch in dieser Beziehung als seinen Schüler und Erben betrachten kann, der ich ja auch, nach Gottes unbegreiflicher Fügung, in anderer Weise werden sollte.

„Allmälig verging mir so die Zeit und ich näherte mich dem Ende meiner medizinischen Universitätsstudien, um mich alsbald dem praktischen Leben in die Arme zu werfen und endlich den Beruf in seiner äußeren Gestaltung und Wirksamkeit kennen zu lernen, dem ich einmal mein Leben gewidmet. Allein das ging so rasch nicht, wie ich anfangs gehofft, denn mein guter Professor wollte mich durchaus noch nicht so bald aus seinem Hause und in die weite Welt entlassen. Ich merkte wohl, daß er dabei etwas egoistische Absichten verfolgte, denn er hatte mich wirklich liebgewonnen und sich so an den Umgang und intimeren Verkehr mit mir gewöhnt, daß ich ihm eine Art moralischen Bedürfnisses geworden war. Indessen gab er auch verständige Gründe an, um mich noch eine Weile bei sich zu behalten, und der hauptsächlichste Grund war seine Ansicht, daß ein Arzt, bevor er seine Kunst und Wissenschaft praktisch ausübe, nicht lange genug studiren und Kliniken berühmter Meister besuchen könne, da die vier gesetzlich vorgeschriebenen Jahre viel zu kurz wären, um einen vollen Ueberblick über alle

Disciplinen und eine sichere Routine in der Handhabung ihrer Lehren zu erlangen, und darin mochte er allerdings Recht haben, weshalb ich ihm seine Meinung auch niemals bestritt. Und so hatte er mich denn wieder auf unbestimmte Zeit an sein Haus gefesselt, ja ich blieb sogar noch darin wohnen, als ich von Berlin, wo ich meine Staatsprüfungen abgelegt, zu ihm zurückgekehrt war und allmälig anfing, in B . . . selbst eine kleine ärztliche Praxis zu betreiben.

„Daß ich aber sehr gern wieder zu ihm zurückkehrte und mich in seinem Hause innerlich und äußerlich ungemein wohlbefand, dafür gab es noch einen anderen Grund, denn es hatte sich im Laufe der Zeit ein Magnet darin eingefunden, der mich unwiderstehlich und mit gewaltiger Kraft an sich zog, so daß es mir von Anfang an fraglich war, ob er mich jemals wieder loslassen und in das nüchterne Alltagsleben zurückkehren lassen werde.“ —

Hier ließ der Erzähler eine kurze Pause eintreten, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und blickte nachsinnend vor sich nieder, während seine Zuhörer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf ihn schauten und in fast athemloser Erwartung dem Folgenden entgegensahen, da sie ihm wohl anmerkten, daß er in

seiner Erzählung jetzt an einen Punkt gelangt sei, der den eigentlichen Schlüssel zu dem Räthsel seines Lebens enthielt. Nach einiger Zeit aber hatte er sich erholt und, die Augen voll gegen den Himmel aufschlagend und dann seine Hände faltend, fuhr er in seiner Erzählung also fort:

„So bin ich denn jetzt an einen Tag im Hause meines mir so theuren Mentors und Wohlthäters gelangt, der über das ganze Glück und Unglück meines ferneren Lebens entscheiden sollte und muß ich nun um einige Jahre in meiner Erzählung zurückkehren, da dieser Tag schon vor die Zeit fiel, wo ich nach Berlin ging, um meine Staatsprüfungen abzulegen. Professor A . . . war von Geburt ein Detmolder und hatte in dieser Stadt seine einzige Tochter an einen adligen Herrn verheirathet, die aber schon in den ersten Jahren ihrer Ehe gestorben war und ihrem Gatten wiederum nur eine Tochter hinterlassen hatte. Diese Tochter nun, die letzte lebende Verwandte meines väterlichen Freundes, war jetzt herangewachsen, erst siebzehn Jahre alt und besuchte ihren einsam lebenden Großvater auf längere Zeit, nicht nur um gewissen unangenehmen Ereignissen im elterlichen Hause aus dem Wege zu gehen, da ihr Vater sich zum zweiten Male verheirathen wollte, sondern auch weil Ersterer wieder-

holt die dringende Bitte ausgesprochen, ihm seine Enkelin zuzuführen, damit er sie auch persönlich kennen lerne und sie ihm sein einsames Haus durch ihre Gegenwart versüße.

„Dieser Wunsch des alten Herrn war von dem etwas zähen Schwiegersohn lange nicht beachtet worden und erst als jener seine Forderung in ernsthafterer Weise aussprach und als Grund derselben durchblicken ließ, daß er seine Enkelin als einstige Erbin seines Vermögens nothwendig genauer kennen lernen müsse, fügte sich der vornehme Schwiegersohn in des altes Herrn Wunsch und sandte seine Tochter mit einer Jungfer nach B..., welche letztere auch bei ihr blieb, so lange sie im Hause ihres Großvaters weilte.

„Als ich dies junge Mädchen zum ersten Male sah, und es geschah dies am Mittagstisch, als ich aus meiner Klinik nach Hause gekommen war, wußte ich, als hätte es mir eine innere unfehlbare Stimme gesagt, daß ich die einzige Geliebte meines Lebens gefunden habe. Sie war von einer fast rührenden Schönheit und Grazie, die augenblicklich auch ihren Großvater für sie gewann, der, wie einst bei mir, lange ihre Züge studirte und dann, aus voller Seele aufathmend, freudig ihr und mir zunickte, als wollte

er sagen, daß er wiederum einen Zögling gefunden, der seinen innersten Herzenswünschen entspräche. Sophie, denn so hieß sie" — fuhr der Erzähler, einen heimlichen Blick auf den jungen Baron hinüberwerfend, mit sichtbarer Bewegung fort — „war nicht groß, aber wunderbar schön und schlank gebaut, harmonisch im Ganzen und Einzelnen gebildet, und nichts war an ihr, was man anders hätte wünschen können. Sie hatte reiches und glänzendes kastanienbraunes Haar, ein von blühender Gesundheit strahlendes Gesicht und große blaue Augen, in denen die ganze Milde und Weichheit ihres Charakters ausgeprägt war. Wie gesagt, ein rührender Reiz war über dieses bezaubernde Gesicht ausgegossen und wenn sie lächelte, zeigten sich zwei kleine Grübchen in der Mitte ihrer Wangen, die etwas Schelmisches hatten und den wohlthuenden Eindruck, den sie auf den Beschauer hervorbrachte, unendlich erhöhten.

„Was ihr jedoch vor Allem unser Herz gewinnen mußte, das war die kindliche Einfalt und Harmlosigkeit ihres Gemüths, und wenn ihr Geist in dem ersten Jahre ihres Aufenthalts bei dem Großvater auch noch nicht zu seiner späteren vollkommenen Blüthe entwickelt war, so zeigte sie doch schon vielen natürlichen Verstand und eine Geradheit der Anschauung aller weltlichen Dinge,

die auf Jedermann, der Kenntniß davon erhielt, bestechend wirken mußten.

„Natürlich wurde ich von dem Tage an, wo sie unsere Hausgenossin geworden war, bei Weitem häuslicher als früher, obgleich ich mich im Ganzen nur selten den Vergnügungen meiner jungen Commilitonen hingegeben hatte, aber von jetzt an bot mir nichts auf der Welt so viel Reiz, wie der Verkehr mit der Enkelin meines Beschützers und Wohlthäters, und dieser, als er es gewahrte, empfand die größte Freude darüber, denn nun hatte er mit einem Mal, was er sich so lange und oft gewünscht, einen engeren behaglichen Familienkreis, der ihm sein stilles Haus zu einem wahren Eden umschuf.

„So erging es auch mir und nun gab es Abends für mich eine ganz neue Zerstreuung, wenn ich bei trübem Wetter mit dem Professor nicht die Sternwarte besuchen konnte, denn dann saß ich in Sophiens elegantem Zimmer und nährte ihren jungen Geist mit den Wissenschaften, die ich selber mit so vieler Liebe in mich aufgenommen. Vorzüglich aber interessirte das junge Mädchen das Studium der Botanik und diesem gaben wir uns von jetzt an gemeinschaftlich mit ganzer Seele und nie nachlassendem Eifer hin.

„Unter den im Hause obwaltenden Verhältnissen

war es natürlich, daß ich, wenn der Professor durch seinen Beruf anderweitig in oder außer dem Hause beschäftigt war, manche Stunde mit Sophie allein blieb, und sehr bald auch fanden wir Beide an diesem Alleinsein ein großes Wohlgefallen, welches der Professor nie unterbrach, indem er sich sogar freute, wenn er seine beiden Studenten, wie er uns scherzweise nannte, recht fleißig mit einander arbeiten und plaudernd verkehren sah. So kam es denn, daß wir, da wir von der übrigen Welt im Ganzen fern lebten und fast keine Vergnügungen außerhalb des Hauses kannten, uns bald an und in einander gewöhnten und in Geist und Sinn näher traten, bei Weitem rascher, als es unter anderen Verhältnissen in der geräuschvollen Welt geschehen wäre.

„Doch," fuhr der Erzähler nach kurzen Sinnen fort, „lassen Sie mich über diese glückliche Zeit und die Entwickelung unserer allmälig erwachenden Neigung nicht zu ausführlich werden, Sie können sich ja vorstellen, wie uns und namentlich mir zu Muthe war, dem es zum ersten Mal im Leben vergönnt ward, an der Seite eines so reizenden Wesens die glücklichsten Stunden zu genießen, die einem armen Menschen auf Erden zu Theil werden können, die ersten Stunden einer langsam aufkeimenden reinen und wahrhaften

Herzensneigung, und will ich also sogleich zu dem Beginn unseres ernsten Romans übergehen, der ohne alle Wehen in's Leben trat und keine Dornen menschlichen Daseins spüren ließ.

„Es war am achtzehnten Geburtstage Sophiens, als unser Hausherr am Abend in einer Sitzung der Universitätsprofessoren ungewöhnlich lange aufgehalten wurde. Wir saßen allein in Sophiens Zimmer und hatten ein schönes botanisches Kupferwerk vor uns aufgeschlagen, in dem wir recht eifrig wie immer zu studiren beabsichtigten. Indessen wollte es diesmal nicht so recht damit vorwärts gehen; unser Gespräch stockte oft, denn unsere Gedanken waren auf ganz andere Dinge gerichtet und unsere Herzen quollen fast über von einem Gefühl, dem wir bisher noch keinen Namen gegeben hatten. Wir saßen eine Weile schweigend neben einander und horchten öfters nach außen hin, ob die Glocke noch nicht ertönen wollte, die uns die Rückkehr des Professors verkündete. Da sah ich, wie Sophie langsam die Augen von dem vor ihr liegenden Buche erhob und auf mich wandte, und in diesem Augenblick glaubte ich plötzlich den ganzen Himmel mit allen seinen Sternen, die ich so lieb gewonnen, darin zu lesen. Ihre feine elfenbeinartige Hand lag auf dem Tisch neben dem Buche, und kaum hatte ich einen

Blick darauf geworfen, so zog es meine eigene Hand wie mit eines gewaltigen Magnetes Kraft zu der ihren hin und, meiner überströmenden Empfindungen nicht mehr mächtig, faßte ich sie und schloß sie fest in die meine ein.

„Zuerst und von einem leisen geheimnißvollen Schauer durchrieselt, wagten wir nicht, die Augen zu einander zu erheben, die wir im Drange unserer Gefühle zu Boden geschlagen, als wir sie aber plötzlich Beide, wie auf ein inneres Geheiß, wieder erhoben, da stießen wir Jedes einen lauten Freudenruf aus und — lagen uns in den Armen, die Lippen zum ersten Mal auf einander pressend und uns mit den zärtlichsten Worten anredend.

„So war denn also die Knospe unserer Liebe gesprungen und die volle Blüthe derselben an's Tageslicht getreten. Wie uns von jetzt an die Zeit verstrich, bis der Professor wiederkam, wußten wir selbst nicht und ich weiß nur noch, daß, als er endlich kam, wir Beide auf ihn zueilten und ihn mit einer Zärtkeit begrüßten, die er bisher nicht an uns gewohnt gewesen war.

„Als der alte Herr uns aber eine Weile sprachlos und staunend betrachtet hatte und in unseren Mienen lesen mochte, was in unseren Herzen vorgegangen war,

richtete er die großen Augen zuerst fest auf mich, als wollte er ergründen, wer von uns Beiden ihm wohl zuerst das Geheimniß offenbaren würde, das er bereits erkannt. Und es war Sophie, die zuerst sprach und, ihren Großvater in die Arme schließend, mit thränenden Augen bekannte, daß sie ihr Herz an mich verloren habe und daß sie nur glücklich sein und werden könne, wenn er durch seine Beistimmung unserer Liebe ihre Weihe geben würde.

„Ich sehe den alten Herrn noch in diesem Augenblick vor mir stehen und mein Gesicht, wie das erste Mal, da er mich sah, Linie für Linie prüfen und durchforschen. Verloren hast Du Dein Herz? fragte er endlich Sophie mit seiner mildesten Stimme, die von seiner tiefen Rührung zeugte. — O, danke doch Gott, mein Kind, daß Du dafür ein anderes gewonnen hast, denn solche Herzen, wie Theodor eines besitzt, findet man nicht scheffelweise auf der Welt.

„Also die Billigung unserer Neigung seinerseits war ausgesprochen und wir beiden Glücklichen begannen nun, auf so ganz unerwartete Weise begünstigt, unser stilles Liebesleben, das bis zu unserer Trennung ohne jede Trübung verlief, da wir gleichsam im Sonnenschein der Duldung und des Schutzes unsers theuren Wohlthäters unsre Tage verbrachten. Natürlich aber

blieb unsere Herzensverbindung in der Stadt ein Geheimniß, wir waren Beide noch zu jung und namentlich ich zu wenig dem Ziele meines Strebens zugeschritten, als daß wir auch auf die Billigung der Welt hätten einen Anspruch erheben dürfen, und so hatte Niemand eine Ahnung davon, als höchstens die getreue Jungfer Sophiens, die aus ihrer jungen Gebieterin verändertem Wesen wohl auf eine solche schließen konnte, obgleich Sophie selbst, so viel ich weiß, nie mit ihr darüber gesprochen hat. Daß wir nun aber oft, wenn wir mit dem Großvater allein waren, von unserer Zukunft sprachen, versteht sich von selbst, und er am wenigsten schien darüber eine Sorge zu haben und fuhr ohne Nachlaß fort, im Vertrauen auf sein gewichtiges Wort bei seinem Schwiegersohn unserer Liebe das günstigste Prognostikon zu stellen. Daß er einen harten Kampf mit dem ahnenstolzen Manne einmal zu bestehen haben würde, wenn demselben unser jugendliches Bündniß bekannt gemacht werden mußte, sagte er sich allerdings bisweilen selbst und sprach auch mit uns davon, allein er glaubte sich mächtig und einflußreich genug, denselben siegreich zu beenden, und so war und blieb er es allein, der uns unsere Zukunft im günstigsten Lichte darzustellen wußte.

„Doch, meine Lieben," fuhr der Erzähler wieder

nach einer kurzen Pause fort, „ich habe, von meinen noch immer lebhaften Gefühlen hingerissen, mich etwas zu lange bei dieser ersten und einzigen glücklichen Episode meines Lebens aufgehalten, und so will ich von jetzt an kürzer sein und das, was kam, lieber im Fluge berichten, zumal es nicht so angenehm war, als der Anfang unseres Bündnisses es uns hoffen ließ.

„Die Jahre verstrichen und ich und Sophie waren also ein verlobtes Brautpaar. Sie liebte mich wirklich und mit ganzer Seele, davon war ich fest überzeugt und bin es noch heute, und ich liebte sie mit einer Gluth und Innigkeit ohne Gleichen. So führten wir, bis ich nach Berlin ging, um meine Prüfungen abzulegen, das harmlos glücklichste Leben, und auch als ich nach einiger Zeit wieder zurückkehrte, wiegten wir uns in den Träumen einer goldenen Zukunft und schmückten uns das Leben mit tausend duftenden Blüthen aus, die leider nur zu rasch wieder verdorren oder vielmehr nie zur Reife kommen sollten.

„Während ich in Berlin war und kurz bevor ich meine Examina beendet, hielt der Professor es endlich für geboten, seinem Schwiegersohne von dem Ereigniß in seinem Hause und der Liebe seiner Tochter zu mir Kenntniß zu geben. Damals schon, und ich wußte es glücklicher Weise nicht, fiel der erste Schatten aus der

Ferne her in mein bisher so lichtreiches Dasein. Dieser Schatten ging natürlich von dem adelsstolzen Vater Sophiens aus und er sträubte sich anfangs entschieden, seine Einwilligung zu unserer Verlobung zu geben. Ich war in seinen Augen — von meiner geistigen Ausbildung nahm er ja nicht die geringste Notiz — weiter nichts als der Sohn eines armseligen Landpfarrers, und seine Tochter war der Sprößling einer ahnenreichen Familie, die noch dazu reich begütert war und ein großes Ansehen in den Lippeschen Landen genoß. Indessen der Professor hielt mannhaft Wort, er wußte seine Obergewalt über seinen Schwiegersohn nachdrücklich geltend zu machen und so langte endlich, kurz bevor ich nach B . . . zurückgekehrt war, des Letzteren mit sichtbarem Widerstreben gegebene Einwilligung an, nachdem ihm der Professor in seinem letzten Briefe geschrieben: Er müsse sich wundern, daß er gegen die Liebe seiner Tochter zu einem Bürgerlichen Einspruch erhebe, da er doch selbst einst eine Bürgerliche geheirathet. Habe er das aber nur des Geldes wegen gethan, welches er von ihm, seinem Schwiegervater einst für seine Kinder erwartet, so täusche er sich, wenn er glaube, daß er sein Vermögen auf Sophien vererben würde, wenn sie nicht seinen jungen Freund und Zögling heirathe, ja nur

unter der einzigen Bedingung, daß dies der Fall, werde er sein ganzes Vermögen auf sie übertragen.

„Diese sehr drastische Erklärung hatte dem Herrn Baron die Augen und vielleicht auch das Herz geöffnet und so war also endlich unsere Verbindung auch von väterlicher Seite her gebilligt. —

„Zwei Jahre noch blieben wir in unserm bisherigen Verhältniß in B . . . bei unserm Beschützer, denn Sophiens Vater hatte seinen unwiderruflichen Entschluß ausgesprochen, daß er eine nähere Verbindung seiner Tochter mit mir nicht vor ihrem zwanzigsten Jahre gestatten werde. Während dieser zwei Jahre bildete ich mich in der besten klinischen Schule zu meinem künftigen Berufe aus, nach ihrem Ablauf aber war endlich die Zeit gekommen, wo ich von B . . . scheiden mußte, um ernstlich an die sichere Begründung eines Heerdes für Sophie und mich zu denken. Und nun, meine Freunde, kann ich meine ferneren Mittheilungen in aller Kürze und beinahe sprungweise abwickeln.

„Durch die Verwendung meines Beschützers, der mir zuletzt so nahe getreten war, als ob ich sein leiblicher Sohn gewesen wäre, wurde ich zuerst Assistenzarzt am städtischen Hospital der unserm B . . . zunächst gelegenen Stadt C . . ., und hier erlangte ich,

durch mancherlei äußere Verhältnisse begünstigt, sehr bald Ruf. Ich hatte mit meinen Kuren Glück und wurde in kurzer Zeit ein in der Stadt und ihrer ganzen Umgebung gesuchter Arzt. Schon ein Jahr später ward ich als Primärarzt und Dirigent des noch größeren Hospitals zu W . . . berufen, mit welchem Amte zugleich die Universitätsklinik und ein Lehrstuhl verbunden war. Diese Berufung sagte mir schon deshalb ganz besonders zu, weil in W . . . eine gute Sternwarte war und so kehrte ich auch in diesem meinem neuen Wirkungskreise sehr bald zu meiner alten Lieblingsbeschäftigung zurück. In dieser mir eben so angenehmen wie vortheilhaften Stellung, die mir auch dem Titel eines Professors und endlich eines Geheimen Medizinalrathes eintrug, wurde ich in wenigen Jahren ein angesehener Mann und erwarb mir die volle Zuneigung der zahlreich in meine Klinik strömenden Studirenden, ja ich war auch, ohne jemals die Beihülfe meines alten Beschützers in Anspruch nehmen zu müssen, in pecuniärer Beziehung in so gute Verhältnisse gerathen, daß ich von jetzt an auf meinen eigenen Füßen stehen und ein Haus gründen konnte, welches alle äußeren Annehmlichkeiten des Lebens bot. —

„Sie werdeu mich nun fragen," fuhr Doctor

Blank tief aufseufzend zu reden fort, „warum ich, nachdem ich in so günstige Verhältnisse gelangt war und meine geliebte Sophie längst ihr zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, dieselbe nicht geheirathet habe? Ach, das wird Ihnen sehr bald klar werden, viel rascher, als es mir damals wurde, da das Schicksal einmal beschlossen hatte, mich auf eine recht langsame Art zu foltern und bald wieder mit auflebender Hoffnung, bald mit trostloser Verzweiflung zu verfolgen, bis mein Herz, sich allmälig verblutend, zu Boden lag und alle und jede Hoffnung auf Nimmerwiederkehr zu Grabe getragen war.

„Wenige Tage nach meiner Abreise von B . . . traf Sophiens Vater bei seinem Schwiegervater ein und überbrachte ihm und seiner Tochter die erfreuliche Kunde, daß seine seit Jahren beabsichtigte zweite Vermählung aufgegeben sei und daß er bei seinem zunehmenden Alter den Entschluß gefaßt habe, auch fernerhin im Wittwerstande zu verbleiben. Dafür aber müsse seine Tochter zu ihm nach Detmold zurückkehren, da er ihrer von nun an selbst in seinem Hause bedürfe, wo sie fortan als Hausgebieterin die Honneurs zu machen habe, nachdem sie in ein Alter gelangt, das sie neben ihren anderweitigen Eigenschaften zu diesem Amte vollkommen geschickt mache.

„Gegen diese so natürliche Forderung konnte der Professor, wie er mir auch sofort schrieb, keinen Einwand erheben, der Vater hatte größere Anrechte an seine Tochter als er, so lange sie ledig war, und so fügte der alte Herr sich mit vielen Schmerzen in diese neue Wendung der Dinge und ließ die so geliebte Enkelin mit ihrem Vater in die Heimath ziehen. Alle Briefe, die er mir nach diesem Ereigniß fast allwöchentlich schrieb, sprachen mir seinen Kummer über diesen Wechsel in seiner Lebensweise aus und, seitdem wir Beide von ihm gewichen, versicherte er mir, sei alle Freude in seinem Hause erloschen und der Abend seines Lebens, die düsteren Schatten einer noch trostloseren Nacht vor sich her werfend, sei plötzlich über ihn hereingebrochen.

„Fast eben so düster und traurig lauteten auch die Briefe Sophiens. Die ersten, die ich in meiner neuen Heimath von ihrer Hand empfing, sprachen ihren ganzen Schmerz über die Trennung von mir und ihrem Großvater aus und zeigten mir ihr weiches edles Herz und ihre zärtliche Theilnahme an meiner isolirten Lage in ihrem vollen Glanz. Indessen hegte sie die Hoffnung, daß durch eine abermalige Verwendung unsers Beschützers unsere Trennung keine zu lange sein würde und sie werde alle Kraft aufwenden, den Widerstand,

den ihr Vater von Neuem gegen die Vollziehung unserer Verbindung blicken ließe, zu überwinden.

„Als ich darauf schrieb, daß unsere Prüfungszeit nun lange genug gedauert habe und daß ich endlich der Mann geworden, der ihr eine angenehme Häuslichkeit zu bieten im Stande sei, blieb ihre Antwort ungewöhnlich lange aus und ich ward dadurch natürlich in die tiefste Betrübniß versetzt. Indessen kam sie endlich und von nun an wechselten unsere Briefe ziemlich regelmäßig mit einander ab, aber allmälig wurden die ihrigen kürzer, trafen in größeren Zwischenräumen ein und es wollte mich fast bedünken, als ob ein fremdartiger, kühlerer Ton darin vorherrsche, der die Befürchtung in mir aufdämmern ließ, daß ihre Liebe langsam zu kränkeln beginne und ihrer gänzlichen Verblutung nahe sei.

„Als ich diese traurige Entdeckung gemacht zu haben glaubte, schrieb ich sofort an meinen alten Wohlthäter und theilte ihm alle meine Besorgnisse offenherzig mit, und er antwortete mir auf der Stelle, daß er einen gewaltigen Protest nach Detmold gesandt habe, der hoffentlich seine Wirkung thun und den abtrünnig gewordenen Schwiegersohn in kräftigster Weise an sein Versprechen erinnern werde.

„Indessen zeigte sich diese von ihm so sicher prophe-

zeite und von mir so sehnlich erhoffte Wirkung nicht, im Gegentheil, es traf mich bald darauf ein harter und völlig unerwarteter Schlag. Ich erhielt nämlich eines Tages einen Brief aus Detmold, der nicht von meiner Braut, sondern von ihrem Vater kam, und das allein schon gab allen meinen Befürchtungen den weitesten Spielraum. Er schrieb mir in einem höchst trockenen Cavalierton, aus dem mich in einzelnen fast beleidigenden Ausdrücken ein kalter Wind vornehmer Exclusivität anwehte: er habe vor Jahren, als Sophie noch ein halbes Kind gewesen, seine Einwilligung zu einer einstweiligen Verlobung mit mir nur mit dem höchsten Widerwillen ertheilt, dieselbe aber, so wie unsere ganze Liebelei fast nur für eine kindische Spielerei gehalten und so dem Wunsche und den Vorspiegelungen seines Schwiegervaters, als denen eines alten, abgelebten und die Verhältnisse der modernen Welt durchaus verkennenden Mannes, nur scheinbar nachgegeben. Jetzt aber, da er wieder voller und unumschränkter Herr seines einzigen Kindes geworden, bereue er diese seine uns gegenüber bewiesene Schwäche und ich möge die wahre Sachlage nur mit ruhigem Auge betrachten, dann würde ich gewahren, daß die Verhältnisse heute ganz anders als damals lägen und weniger zu meinen Gunsten sprächen, als sein Schwie-

gervater, den er geradezu einen alten Träumer und Sternendeuter nannte, es ihm habe glauben machen wollen. Seine Tochter sei adligen Ursprunges und habe größere Ansprüche an das Leben zu machen, als die Frau eines simplen Arztes zu werden, wenn derselbe auch Titel und Orden erhalten habe, was Alles ja heutigen Tagen sogar ganz untergeordnete, weniger durch ihr Verdienst, als durch die Gunst leicht zu erlangender Protection emporgestiegene Leute erreichen könnten. So habe sich denn auch ein Bewerber um die Hand seiner Tochter gefunden, dem er, der in die Ferne blickende Vater, entschieden und unbedingt vor mir den Vorzug geben müsse und das werde er durch seine Einwilligung zur sofortigen Vermählung seiner Tochter mit diesem adligen und reichen Herrn zu beweisen bemüht sein. Wenn seine Tochter sich diesem seinem unabänderlichen Willen bisher mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit und Verblendung auch widersetzt habe, so würden seine ferneren Bemühungen doch sicher bewirken, was sie nothwendig bewirken müßten.

„Genug, meine Freunde, mein so lange und innig gehegter Traum von Glück in der Liebe und Ehe in diesem Leben war ausgeträumt und ich erkannte jetzt mit schaudernden Herzen, daß alle meine schönen Jugendhoffnungen zu Grabe getragen seien. Dennoch

erhob ich mich noch einmal zum Kampf, schrieb einen herzzerreißenden Brief an Sophie und beschwor sie mit aller Macht, mir ihre Treue zu bewahren und ihre heißen Schwüre nicht zu vergessen, die sie mir so oft in Stunden süßesten Glücks freiwillig ausgesprochen.

„Ihre Antwort, die nicht lange ausblieb, war rührend und bewegte mein Herz bis in den tiefsten Grund. Sie gab mir nur zu deutlich zu verstehen, daß sie mich auch jetzt noch liebe, wie sie mich früher geliebt, und daß sie in ihrem Innern nie aufhören werde, mir diese Liebe vor Gott zu bewahren, die sie mir so oft gelobt. Aeußerlich und vor den Menschen aber könne und dürfe sie das nicht. Der Wille ihres Vaters sei unbeugsam und so entschieden ausgesprochen, daß sie ihm nicht länger widerstehen könne und sie fühle sich zu schwach und angegriffen, um die Kämpfe fortzusetzen, die nun schon so lange dauerten, als sie im väterlichen Hause sei. Ich möge mich daher beruhigen und in unser gemeinsames Schicksal ergeben, wir seien uns einmal für diese Welt verloren und sie werde nie wieder eine glückliche Stunde haben, da sie erkannt, daß ihr Leben ein gänzlich verfehltes und von den Schatten düstersten Wehes umnachtetes sei.

„Dieser letzte Brief, den ich von ihr erhielt, zer-

riß mir zwar das Herz, aber er brachte mich doch nicht zur Verzweiflung, wie man es nach der furchtbaren Täuschung, die ich erfahren, hätte erwarten können. Nein, trotz der so gänzlichen Niederlage, die ich erlitten, gewann die Vernunft in mir die Oberhand und ich wurde ruhig und gefaßt, obgleich ich die sichere Ueberzeugung hatte, daß auch mein ganzes ferneres Leben in einer Beziehung ein verfehltes und unglückliches sein werde, und darin habe ich mich auch nicht getäuscht. Dennoch schrieb ich in einem neuen Anfall frisch auflodernder Liebessehnsucht noch einmal an Sophie, allein der Brief gelangte gar nicht an sie und kam uneröffnet und mit den von ihrem Vater auf die Adresse geschriebenen Worten: „Fernere Schreiben von dem Absender dieses werden nicht angenommen! „wieder in meine Hände zurück.

„Da stand ich denn also verwaist und verlassen in meinem schönen, für Sophie eingerichteten Heim und düstere Trübsal sank auf mich herab. In einem fast apathischen Zustande, sobald ich meinen Beruf erfüllt und spät Abends mir allein überlassen war, verharrte ich so zwei oder drei Jahre, denn gleich nach Ankunft jenes von meiner eigenen Hand geschriebenen und nicht angenommenen Briefes las ich in allen Blättern

die Anzeige der Vermählung meiner früheren Braut mit — dem Baron Strachnitz auf Strachnitz.

„Nur wenige Tage nach Lesung dieser mich wie ein Donnerschlag treffenden Nachricht und als ich noch in dumpfem Brüten darüber befangen war, wurde ich von einem neuen unerwarteten Schlage getroffen, denn ich erhielt von B . . . aus die Meldung, daß mein treuer Beschützer und Wohlthäter, Professor A . . in Folge eines Falles von der Treppe seines Observatoriums plötzlich gestorben sei. Mit ihm war also auch mein einziger Tröster und Beistand aus de Welt geschieden, und daß er dies im höchsten Grad war, hatte ich so recht erkannt, als ihm und mir zugleich die Kunde von unserm Verlust zugekommen war, denn nie hatte er so liebevoll und rührend an mich geschrieben, als seit dem Tage, wo er von seinem Schwiegersohn die Anzeige erhalten, daß Sophie die verlobte Braut des Barons Strachnitz sei.

„Daß er mich aber wahrhaft wie einen Sohn liebte, bewies er mir auch noch nach seinem Tode durch sein Testament, wovon mir die Gerichte in B . . . nach einigen Wochen eine Abschrift zusandten. Wir hatten ihn stets für reich gehalten, aber daß er so reich war, wie sich jetzt erwies, hatten wir doch nicht gedacht. Mit einem Wort, sein Vermögen bestand

aus fünfmalhunderttausend Thalern, das in sicheren Hypotheken und Staatspapieren angelegt war. Dies Vermögen hatte er in zwei Theile getheilt und einen Theil Sophien, seiner Enkelin, und den andern mir bestimmt. Er habe mich geliebt wie einen Sohn, hieß es in dem von seiner eigenen Hand geschriebenen letzten Willen, und Felsen auf meine Treue, Standhaftigkeit und meinen wissenschaftlichen Eifer gebaut. Dafür und in Anbetracht des mir so gewaltsam und unväterlich entrissenen Kleinods, des Mädchens meiner Liebe, solle ich auch jetzt belohnt und auf andere Weise entschädigt werden, so weit Geld und Besitz einen Menschen dafür entschädigen könnten. Er habe schon seit dem Tage unserer ersten herzlichen Verbindung sein Vermögen für uns Beide bestimmt gehabt, davon gehe er auch jetzt nicht ab, und so gebühre mir, da Sophie sich von mir losgesagt, wenigstens die Hälfte seiner Hinterlassenschaft. Außer dieser bedeutenden Summe aber vermachte er mir seine Bücher und Privatinstrumente, das Haus in B . . . dagegen, welches er bewohnt und worin ich so glücklich gewesen und die schuldlosesten Freuden meines ganzen Leben genossen, fiel der Universitätssternwarte zu, damit diese es fortan als Wohnung für seinen Amtsnachfolger benutze.

„Ueber diese mir selbst nach dem Tode so klar

bewiesene Liebe des theuren Mannes war ich mehr erstaunt als erfreut, denn das Geld allein hatte ohne Sophie keinen Reiz für mich. Ich war für meine Bedürfnisse reich genug durch meine Arbeit geworden und wurde jeden Tag reicher, zumal ich nach allen Richtungen hin derselbe einfach und schlicht lebende Mensch blieb und luxuriöse Genüsse und unnöthige Ausgaben nicht zu meinen Neigungen gehörten. Indessen war das Testament einmal gemacht, von den Gerichten anerkannt und mußte vollzogen werden, einen Widerspruch dagegen aber, wie ich anfangs erwartet, erhob der Vater Sophiens nicht und das konnte er auch nicht, da allen gesetzlichen Vorschriften darin ein Genüge gethan war. Ueber die fernere Verwaltung dieses großen Vermögens aber, als es erst in meine Hände gelangt, blieb ich lange in Zweifel, und ging unablässig mit mir zu Rathe, wie ich es am besten verwenden könne, ohne doch den Wünschen und Absichten meines Erblassers entgegenzuhandeln. Ich hatte keinen zuverlässigen Rathgeber, dem ich mich in dieser Beziehung anvertrauen mochte und es widerstrebte auch meinem innersten Gefühl, meine unglückliche Herzensgeschichte mit Sophie und die Folgen davon in weiteren Kreisen bekannt werden zu lassen.

„Da führte mir ganz unerwartet, als ich gerade

in der größten Unschlüssigkeit mit mir selber war, die Vorsehung einen vortrefflichen Rathgeber und ferneren Mithelfer in allen meinen Nöthen zu. Auf einer Reise in die Heimath, die ich so sehr liebte und fast alle Jahre wieder aufsuchte, lernte ich in Paderborn den Bankier Moses Joël kennen. Er war schwer krank und ich wurde ganz zufällig sein Arzt, da der Gasthof, in dem ich abgestiegen, unmittelbar neben seinem Hause lag und mein mit ihm befreundeter Wirth mir von der Krankheit des braven Menschen erzählte, dem kein Arzt in der Stadt zu helfen wisse. Auf seine Bitte und von ihm selbst geführt, begab ich mich zu Moses Joël und wurde nach kurzer Besprechung mit seiner Behandlung betraut, weshalb ich auch länger in Paderborn blieb, als ich mir vorgenommen. Indessen fielen diese Tage gerade in die langen Herbstuniversitätsferien und so versäumte ich ja zu Hause weniger, als sonst geschehen wäre.

„Meine ärztliche Behandlung war selbst gegen meine eigene üble Voraussicht eine durchaus günstige und Joël, als er endlich vollständig genesen war, wollte seine Dankbarkeit auf eine eclatante Weise an den Tag legen, die ich, als meiner Natur und meinem Wesen nicht entsprechend, entschieden von mir wies. Dabei aber lernte ich den Mann genauer kennen und

— so viel darf ich ja in seiner Gegenwart sagen, ohne weiter sein Lob zu verkünden und seiner Bescheidenheit zu nahe zu treten — auch hochachten und lieben, und damit mag hier Alles über ihn gesagt sein. Da er ein in Geldverhältnissen sehr unterrichteter und praktisch erfahrener Mann war, vertraute ich mich ihm allmälig an und endlich wurde er von allen meinen Verhältnissen und auch von der so kurze Zeit hinter mir liegenden Vergangenheit in Bezug auf meine verlorene Liebe unterrichtet. Bei längerer und näherer Bekanntschaft fand ich einen Biedermann von seltener Geschäftskenntniß und Gewissenhaftigkeit, Menschenfreundlichkeit und Treue in ihm — ja, Joël, das muß ich hier doch noch sagen, wenn Sie es auch nicht gern hören — und er erhielt das mir zugefallene Erbe zur Verwaltung. Er hat diese mir zu schwer gewordene Pflicht auf das Gewissenhafteste erfüllt und auf meinen Antrieb nicht nur Zins auf Zins gelegt, sondern auch durch verständige Speculationen das Capital anderweitig bedeutend vergrößert.

„Als ich nun diese große Sorge vom Herzen hatte und Joël mir nach Jahr und Tag ein herzlich ergebener Freund geworden war, wandte ich allmälig meine ganze Sorgfalt nach einer anderen Seite hin. Ganz insgeheim, zumeist durch Joël's Vermittelung, erkun-

digte ich mich nach Sophiens Verhältnissen und Leben, und bald erfuhr ich zu meinem größten Schmerz, daß sie nichts weniger als glücklich, ja daß die Wahl ihres Vaters sogar eine sehr mißliche gewesen und daß sie — Sie verzeihen, Herr Baron, daß ich von Ihrem Vater so spreche, aber Ihnen ist ja bekannt, daß dies nur die lautere Wahrheit ist — die Frau eines bodenlosen Verschwenders geworden und nahe daran sei, einen großen Theil ihrer Erbschaft zu verlieren, da ihr Gemahl damit nicht nur seine, dem Vater Sophiens verheimlichten Schulden bezahlt habe, sondern auch durch seine ganze Lebensweise und die grobe Vernachlässigung seines schönen Gutes den Rest seines eigenen Vermögens zu verlieren im Begriff stehe.

„Diese mich niederdrückende Erfahrung vermehrte nur meine im Stillen fortgesetzte Verehrung für sie und bestärkte mich in dem schon längst gefaßten Beschluß, ihr in geeigneten Momenten mit meinem, mir überflüssigen Vermögen unter die Arme zu greifen, sobald es nur auf eine Weise geschehen könne, daß sie keine Ahnung von der Quelle habe, aus der diese Hülfe stammte. So sorgte ich mit Joël's unablässigem Beistand für Vertrauenspersonen, die mich von Zeit zu Zeit von allen Vorgängen auf Strachnitz unterrichteten, und ich ließ Sophie fast mit Argusaugen

bewachen, die mir alle ihre Schritte hinterbrachten und mir von jedem bedeutenden Vorfall in ihrer Familie Kunde gaben. Natürlich vergingen oft Jahre, wo ich nichts erfuhr, dann aber kam wieder eine Zeit voll reichlicherer Nachrichten, die meine Aufmerksamkeit verschärften und mich für die Zukunft noch Schlimmeres für sie befürchten ließen.

„So erfuhr ich auch, daß ihr Vater in nicht gerade günstigen Geldverhältnissen gestorben sei und daß sie nur einen Sohn habe, und das waren Sie, Herr Baron. Nun, da ich für Ihre Mutter direct nichts mehr thun konnte, so beschloß ich wenigstens, etwas Ersprießliches für Sie zu thun und darin war natürlich Joël mein treuster Verbündeter. Indessen will ich über unsere geheimen Verhandlungen und Untersuchungen, so wie über unsere endgültigen Beschlüsse hier nicht weitläufig reden, es genüge, zu bemerken, daß ich Sie nicht mehr außer meiner Beachtung ließ, daß ich jeden Ihrer Lebensschritte mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte und Sie von Jahr zu Jahr mehr mit meiner Sorgfalt umgab, denn auf Sie hatte sich die Liebe zu Ihrer Mutter, so war es in meinem verödeten Herzen beschlossen, vererbt. Doch nicht eher konnte ich Sie diese Erbschaft merkbar antreten lassen, als bis Sie dem elterlichen Hause

entrückt und Student in Eldena geworden waren, und nun war endlich der Zeitpunkt gekommen, wo ich mein geheimes Walten über Sie offenbar werden ließ. Durch Joël's Vermittelung erhielten Sie jährlich die Ihnen aus unbekannter Hand zufließenden Geldmittel, deren Quelle zu erforschen Ihnen durch verschiedene Manipulationen unsererseits unmöglich gemacht und wodurch Sie vor jeder äußeren Noth geschützt und von Ihrem Vater unabhängig gemacht wurden. Uns kam durch das Bankhaus O . . . und Sohn in Cöln wohl zu Ohren, daß Sie sich unablässig bemühten, diese unbekannte Quelle zu erforschen, aber um so mehr verhüllten wir unser Handeln und wir haben es bis auf diesen Tag durchgesetzt, damit verborgen zu bleiben.“ —

Als der Erzähler hier wieder eine kurze Pause eintreten ließ und sein Auge noch immer liebevoll auf Armin von Strachnitz geheftet hielt, erhob dieser sich gegen ihn und, von überströmendem Dankgefühl bewogen, wollte er seinen ihm nun bekannt gewordenen Wohlthäter unterbrechen, als dieser, seine Absicht errathend, die Hand abwehrend gegen ihn ausstreckte und mit einer Bestimmtheit und Würde in Miene und Ton, die keinen Widerspruch aufkommen ließen, zu sprechen fortfuhr:

„Entschuldigen Sie, mein Lieber, noch habe ich das Wort und bin mit meinem Bericht noch nicht zu Ende. Wenn Sie aber am Schlusse doch etwas sagen wollen und müssen, so behalten Sie nachher Zeit genug dazu. Und jetzt also, meine Freunde, fahre ich in meiner Erzählung also fort. — So blieb es denn zwischen uns bis auf diesen Tag, aber inzwischen war ich Ihnen und Ihrem väterlichen Hause viel näher gerückt, als Sie oder irgend Einer der Ihrigen es ahnte. Mit den Jahren nämlich wurde ich, der ich immer zu einem einsiedlerischen Leben Neigung gefühlt, des lauten und mich ohne Unterlaß quälenden Treibens in der Welt herzlich müde und sehnte mich nach einem stillen Ruheplätzchen in abgelegener Gegend in meiner Heimath und wo möglich in der Nähe Ihres elterlichen Wohnsitzes, um alles darin Vorgehende noch genauer als sonst überwachen zu können. Vor zehn Jahren etwa begab ich mich wieder unter dem Namen Blank hierher und besuchte den Pfarrer in unserm hiesigen Nachbardorfe und da traf ich zufällig mit Ihnen, lieber Meyer, den ich schon von viel früherer Zeit her kannte, zusammen und, Sie wissen es, Sie luden mich eines Tages freundlich ein, einmal Ihr schön gelegenes Gut und Ihren Spiegelhof zu besuchen. Ich kam erst auf einige Stunden, dann auf einen ganzen Tag und end-

lich mehrere Tage hierher und befand mich bei Ihnen außerordentlich wohl. Wir streiften durch die hiesigen Wälder und Berge und da hatte ich mit einem Mal gefunden, was ich so lange ersehnt, ein freundliches, abgelegenes Heim, wie es passender für mich nicht hätte erdacht werden können. Auf meine Anfrage gingen Sie bereitwillig ein und überließen mir unter uns gegenseitig zusagenden Bedingungen das kleine Kötterhaus am Fuß des großen Spiegelbergs, welches ich mir nun meinen Bedürfnissen gemäß ausbaute und alsobald auch meinen Pavillon mit der Warte errichtete, um darin nun endlich meiner wissenschaftlichen Liebhaberei allein zu huldigen und nebenbei ganz unbeachtet meine mir gestellte Lebensaufgabe zu erfüllen. Da lebte und lebe ich nun still, friedlich und so glücklich, wie ein Mensch mit zerstörten Lebenshoffnungen nur leben kann; meiner Niederlassung aber legte ich den Namen Blanksruh bei und behielt auch fernerhin den Namen, unter dem ich hier aufgetreten war, denn in so unmittelbarer Nähe der Baronin von Strachnitz mußte ich befürchten, daß mein wirklicher Name, wenn ich ihn geführt hätte, einmal vor ihr genannt würde, und ich wollte und konnte ihr doch nicht näher treten, um ihre alten Erinnerungen nicht aufleben zu lassen und die vielleicht vernarbte Wunde ihres Herzens zu

neuem Bluten wieder aufzureißen. Jedoch blieb sie und ihr Sohn meine lebhafteste Sorge, und Alles, was ich unternahm, bezog sich, ohne daß ein Mensch außer Joël es ahnte, auf sie, denn das vom Professor A... empfangene Erbe gehörte nach meinen Begriffen von Recht und Pflicht nur ihr und ihrem Sohn, und namentlich des letzteren wegen hatte es für mich reellen Werth, da ich durch eigene Arbeit mit hinreichenden Mitteln zu meiner persönlichen Existenz gesegnet war.

„Wundern Sie sich über eine solche Ausdauer in meiner Liebe und die daraus entspringenden Handlungen nicht, denn ich gehöre einmal zu den von der Vorsehung so weich organisirten Gemüthsmenschen, bei denen eine in der Jugend gefaßte Herzensneigung das ganze Leben hindurch anhält und ihr ganzes Wesen nur mit einem Gedanken und einer Empfindung erfüllt. Ob ich mir dadurch selbst geschadet und meinem geistigen Aufschwung Schranken gesetzt, kommt hier nicht in Frage; nur so viel weiß ich, daß ein Mensch, mag er auch noch so klug und weise sein, der nur an sich selbst denkt und seine eigenen Interessen verfolgt, niemals die Aufgabe lösen wird, die ihm von seinem Schöpfer gestellt wurde, als er ihn in die Mitte anderer Menschen setzte und deren Inte-

ressen, wie es sein muß, mit den seinen solidarisch machte.

„Doch, kehre ich zu meiner Geschichte zurück, zu deren Ende ich nun gleich gelangt bin. In den letzten Wochen hatte ich die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß Ihr Vater, Herr Baron, und mit ihm also auch Ihre Mutter von ihrem ehemaligen Reichthum nichts mehr besaßen, ja, ihrem pecuniären Ruin nahe gekommen seien. Außerdem aber sagte man mir, daß Ihre Mutter höchst unglücklich sei, jedoch ihr Schicksal mit einer seltenen Fassung und Seelenstärke ertrage, und darin erkannte ich meine edle Jugendfreundin wieder und ihr inneres Wesen war also im Laufe der Jahre und unter so vielfachen traurigen Lebenserfahrungen in meinen Augen nicht umgewandelt worden. Ich dagegen war durch Joël's unausgesetzte Bemühungen immer reicher und reicher geworden, ohne jedoch von meinem Reichthum irgend einen persönlichen Nutzen zu ziehen, denn ich habe von dem mir zugefallenen Vermögen Ihres Urgroßvaters mütterlicher Seits nie einen Groschen für mich verwandt. Da hörte ich endlich durch Reinhard Saaltrup, als er mich jüngst besuchte, daß Sie mit ihm aus Frankreich in das Haus Ihrer Eltern zurückgekehrt seien und Verhältnisse darin vorgefunden hätten, die eine bedeu-

tendere Hülfe für Sie wünschenswerth erscheinen ließen. Joël war leider bereits wieder abgereist, als Reinhard mir dies erzählte, und so sandte ich ihm ohne Zögern einen Brief nach, in der Hoffnung, daß er ihn auf der Reise treffen würde. Ich trug ihm darin auf, unverweilt Schritte zu thun, daß die Ihnen bisher gewährte Geldsumme vom ersten Juli an verdoppelt würde, damit wenigstens Sie die Ueberzeugung gewönnen, daß für Ihre nächste Zukunft gesorgt und Ihre gänzliche Unabhängigkeit von Ihrem Vater gewährleistet sei. Der Brief erreichte glücklich sein Ziel noch zur rechten Zeit und Joël war freundlich genug, meinen Wunsch auf der Stelle auszuführen. Gleich darauf aber hatte ich theils durch Esther, theils durch Reinhard erfahren, was zwischen Ihnen und dem Meyer in Bezug auf dessen Tochter vorgegangen war, während Sie, lieber Meyer, kein Wort mit mir darüber gesprochen haben, ein Verhalten Ihrerseits, das sich mir anschaulich genug aus Ihrem mir wohlbekannten Charakter und Wesen erklärte. Aus diesem Grunde eben beschloß ich, so rasch wie möglich noch wirksamer für Sie aufzutreten, Herr Baron, Ihre Stellung im väterlichen Hause selbst gänzlich umzugestalten und Sie vor allen daselbst zu erwartenden Ereignissen sicherzustellen. In meinem Auftrage hatte Joël schon seit

vielen Jahren die wuchernd heranwachsenden Schulden Ihres Vaters in seine Hände gebracht, hatte die Hypotheken des Gutes oft mit großen Opfern angekauft und war so, ohne daß Ihr Vater eine Ahnung davon hatte, sein Hauptgläubiger geworden, und das ist auch der Grund, warum so viele seiner zahlreichen Gläubiger immer Nachsicht mit ihm hatten oder zu haben schienen, da Joël stets zur rechten Zeit mit seiner Hülfe oder seinem Machtspruch eintrat. Brauche ich Ihnen nun noch zu sagen, wie das Ende meiner Unternehmungen eingeleitet wurde und welche Mittel ich anwandte, um einerseits dem Elend Ihres Vaters ein Ziel zu setzen, andererseits Ihnen, Sophiens Sohn und deshalb meinem Liebling, die sichere Existenz zu gründen, die der Meyer von Ihnen verlangt, wenn er auf Ihren Wunsch eingehen und Ihnen die Gewährung zu einer Verbindung mit seiner Tochter ertheilen soll? Ja, ich versuchte es, zu Ihren Gunsten meine letzte Lanze zu brechen, und da ich von Ihnen selbst vorgestern bei der Gränzeiche vernommen, daß Ihr Vater sein Gut zu verkaufen oder zu verpachten beabsichtige, so sandte ich Joël gleich am nächsten Tage zu ihm, um das Gut mit meinen Mitteln, die ja in meinen Augen auch die Ihrigen waren, für Sie zu kaufen. Da Ihr Vater aber die ihm von Joël ge-

stellte Bedingung, das dafür zu zahlende Geld nur auf den Namen seiner Gemahlin und seines Sohnes anzulegen und allein zu ihren Gunsten zu verwenden, entschieden und fast mit Entrüstung ablehnte, weil er sich, wie er sagte, bei gesundem Verstande nicht unter Curatel seiner Frau und seines Sohnes stellen könne, so blieb uns nur das letzte Hülfsmittel übrig — das Gut nämlich für Sie zu pachten und Ihrem Vater zur Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse die Pachtsumme für das ganze erste Jahr vorauszubezahlen, eine so geringe Summe, daß deren Verlust Ihrem weiteren Besitz keinen Schaden thun, dagegen ihr Gewinnst Ihrem Vater von großem Nutzen sein konnte. Durch diese letzte Unternehmung, wenn sie nach Wunsch einschlug, gelang es mir nicht nur, zwei Menschen zu beglücken, das heißt Ihre schuldlos in das Unglück Ihres Vaters verwickelte Mutter aus ihrer traurigen Lage zu befreien und sodann Sie selbst zu einem völlig freien und unabhängigen Manne zu machen, sondern auch hoffentlich zu dem Glücke einer dritten Person, unsrer guten Thusnelda, das Meinige beizutragen.

„Diese letzte Unternehmung nun ist uns, wie Sie wissen, mit Gottes Hülfe vollständig gelungen und was noch daran fehlt" — und hier traf sein Blick mit beinahe flammender Schärfe das unruhig auf ihn

schauende Auge des Meyers — „wird sich ja wohl ebenfalls mit Gottes Hülfe durch eines wackeren Mannes Güte, Einsicht und väterliche Liebe erreichen lassen.

„So habe ich Ihnen denn hier das ganze Bild meiner Lebensgeschichte treulich entrollt. Ich habe noch einmal den Sargdeckel von dem Grabe meiner Liebe gehoben und Sie einen Blick auf das vermoderte Glück eines armen Menschenherzens werfen lassen. Jetzt schließe ich ihn wieder und so mag dieser Sarg auf ewig in seine Gruft versenkt und damit das Weh vergessen werden, welches zu ertragen mir vom Schicksal beschieden war. Jetzt bin ich mit meinem Vortrag zu Ende und Sie wissen, was ich am Morgen meines Lebens gewünscht und was mir am Abend meines Lebens geblieben ist. Ich selbst sollte und konnte nicht glücklich werden in diesem Leben; daß Sie Alle es aber werden nach Ihrem Verdienst, das war und ist mein einziger Wunsch, den ich oft genug und im Wehgefühle meines Herzens zu Gott dort oben, wenn ich seine Allmacht, Güte und Weisheit in seinen Sternen las, emporgestammelt habe.“ —

Er schwieg und eine geraume Zeit herrschte ringsherum Schweigen, denn alle Herzen der um ihn her Sitzenden waren von tiefer Rührung und den verschie-

denartigsten Empfindungen ergriffen. Da wollte sich eben der Meyer erheben und auf den alten Freund zuschreiten, um ihm ein paar aus dem Herzen quellende Worte zu sagen, als der Baron ihm zuvorkam, sich schnell von seinem Sitze erhob und, dicht vor Doctor Blank hintretend, mit vor innerer Bewegung bebender Stimme sagte:

„Herr Doctor! Gestatten Sie mir zuerst nur ein flüchtiges Wort, das mir schon lange auf den Lippen schwebt. Ach, nachdem ich dies Alles aus Ihrem eigenen Munde vernommen, ist mir Vieles, Vieles aus dem Leben meiner armen Mutter erklärt, was mir bisher verborgen geblieben war. Ja, jetzt begreife ich ihr unsägliches Leid, das sie so lange im Stillen getragen und nie, selbst vor mir nicht, zu enthüllen den Muth gefunden hat. Aber ich begreife auch Sie, Herr Doctor, und so erlauben Sie mir, Ihnen hiermit den namenlosen Dank wenigstens anzudeuten, den ich Ihnen mein ganzes Leben hindurch, nicht durch Worte, wohl aber durch Thaten und Handlungen abzutragen haben werde. Indessen habe ich, bevor ich in Zukunft auf diese meine Gefühle für Sie zurückkomme, für jetzt nur noch eine Frage an Sie zu richten. Darf ich denn meiner Mutter, sobald ich heute nach Hause komme, sagen, was hier vorgefallen ist und daß Sie

der edle Mann sind, der mich so lange väterlich beschützt und mir über die mir drohenden Klippen des Lebens so großmüthig fortgeholfen hat, und eben so, daß Sie noch nicht aufgehört haben, Ihrer Jugendliebe zu gedenken, vielmehr noch immer ihr Freund sind, wie Sie es in früheren Tagen gewesen?“

Doctor Blank saß, auf seinen Sitz zurückgelehnt, eine Weile unbeweglich da und man konnte am Wogen seiner Brust und an dem krampfhaften Zucken seiner Lippen errathen, was er in diesem Augenblick in innerster Seele empfand. Endlich aber hob er die zu Boden geschlagenen, noch immer so treuherzig blickenden Augen auf, sah den jungen Mann, der eben mit seiner wohllautenden Stimme so herzlich zu ihm gesprochen, mit einem unaussprechlich liebevollen Blick an und sagte nach einem aus der Tiefe seiner Brust aufquellenden Seufzer:

„Ach, ich habe mir fast gedacht, daß diese für mich so bedeutungsvolle Frage von Ihnen an mich gerichtet werden würde und mich schon lange davor gefürchtet. Aber was kann ich Anderes thun, als Ihnen darauf erwidern: wenn Sie es ihr sagen wollen und müssen, so kann ich nichts dagegen haben, aber den edlen Mann lassen Sie dabei aus dem Spiele, denn um diese Bezeichnung dermaleinst aus Ihrem Munde zu

hören, habe ich wahrhaftig nicht gehandelt, wie Sie eben vernommen. So gehen Sie also hin und sagen Sie ihr, daß die Sterne ihres Großvaters auch die meinen geworden sind und daß sie mich nicht um die Hoffnung belogen und betrogen, am Ende meines Lebens noch das große Glück zu erfahren, das heißt die Ueberzeugung zu gewinnen, daß eine Mutter, wie sie eine war und ist, nur einen solchen Sohn haben konnte, wie Sie es ihr in Fleisch und Blut, mir aber im Geiste geworden sind."

Bei den letzten Worten erhob er sich, trat dicht an Armin von Strachnitz heran und schloß ihn innig und fest in die Arme, während die Umstehenden dem schönen Schauspiel mit ergriffenen Herzen zuschauten und die beiden Mädchen vor Rührung in Thränen ausbrachen. Kaum aber hatte Doctor Blank seiner Sophie Sohn aus den Armen wieder losgelassen, so trat der Meyer mit festem Schritt an ihn heran und sagte mit einer Miene, die sein ganzes inneres Gefühl an den Tag brachte:

„Doctor und mein lieber Freund! Ich kann in diesem Augenblick, wo mir das Herz bis in seine Grundvesten erschüttert ist, nicht viele Worte machen, wie ich ja überhaupt kein Freund von vielen Worten bin, und so will ich Ihnen nur kurz und gut sagen,

was ich sagen muß: Sie sind ein braver Mann, und ich habe Ihnen, da ich das wußte, schon oft von ganzem Herzen die Hand gedrückt. So aber, wie ich es jetzt thue und thun muß, noch nie. Da haben Sie sie und bewahren Sie mir Ihre Freundschaft auch ferner, deren ich mich würdig zu machen suchen werde. Aber Sie haben mir auch eine Lehre gegeben, wie man das Menschenleben auffassen und gegen seine Mitmenschen handeln muß. Ich will Ihnen darin nachzustreben suchen mit allen meinen schwachen Kräften, aber Sie müssen Geduld und Nachsicht mit mir haben, denn ich bin kein so kluger und gelehrter Mann und weiß den Nagel nie so auf den Kopf zu treffen, wie Sie, sondern nur ein dummer, ehrlicher Bauer, der sich giebt, wie die Natur ihn gemacht, und der thut, was sein Bischen Mutterwitz ihm eingegeben hat. Ja, Doctor, verlangen Sie von mir, was Sie wollen, und wenn es irgend in meiner Macht liegt, soll es zu Ihrer Verfügung stehen."

Doctor Blank lächelte triumphirend auf und sah Reinhard und Esther bedeutungsvoll an, die es aber kaum bemerkten, da sie ihre Augen niedergeschlagen hatten, als ob sie fühlten, daß eben auch von ihnen die Rede gewesen, und dann sagte er: „Ich habe Ihre Worte gehört, Saaltrup, und werde sie in meinem

Gedächtniß bewahren, um Sie vielleicht bald daran zu erinnern und meine Forderung auszusprechen. Doch jetzt, dächte ich, hätten Sie zuerst ein Wort an den Baron zu richten, der da hinter Ihnen steht und auch eine Aeußerung der Freundschaft und Anerkennung von Ihnen hören möchte."

„Ich — an den Baron?" fragte der Meyer und drehte sich langsam nach Armin von Strachnitz um, der eben sein Auge auf Thusnelda gerichtet hatte, nun es jedoch schnell wieder auf ihn hinwandte. „Ja, so," fuhr er fort, „ich verstehe und — Sie haben Recht. Nun also, Herr Baron, so geben auch Sie mir Ihre Hand und ich freue mich, zu hören, daß Sie ein so braver Sohn einer so guten Mutter sind. Aber im Uebrigen, denke ich, kann ich mich kurz fassen und Sie werden mich dennoch begreifen. Nun ja, wir haben neulich eine ernste und etwas stürmische Unterredung mit einander gehabt und hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß, so würde ich vielleicht nicht eine so hochmüthige Sprache Ihnen gegenüber geführt haben. Sind Sie mir darüber böse?"

„Ach nein, Herr Meyer," erwiderte Armin, „wie könnte ich das, da Sie ja ganz in Ihrem Rechte waren. Aber leider führte unsere neuliche Unterredung, so ernst sie war, nicht zu dem Resultat, wel-

ches ich mir allein gewünscht, indessen sind die Bedingungen, die Sie mir stellten, ohne mein Hinzuthun erfüllt, Sie kennen jetzt meinen Beschützer, wie ich ihn kenne, und wissen, daß er mir ein so großmüthiger Wohlthäter geworden ist, wie er selbst einen an dem Großvater meiner Mutter besaß. Wollen wir also die damals abgebrochenen Unterhandlungen über meinen so dreisten Wunsch von Neuem aufnehmen?"

„Jetzt nicht, jetzt nicht," versetzte der Meyer, beide Hände abwehrend gegen ihn ausstreckend, „denn ich bin heute wahrhaftig nicht in der Stimmung dazu, und was wir mit einander zu verhandeln haben, muß nicht allein mit dem Herzen, sondern auch mit dem Kopfe geschehen. Später aber nehmen wir sie gewiß wieder auf, und was Ihren Beschützer betrifft, der sich heute so glänzend entpuppt hat, so bin ich mit ihm so zufrieden wie Sie und wir müssen ihn Beide für einen — sehr werkthätigen anerkennen. — Doch nun genug davon. Da sind noch mehr Leute, die sprechen wollen, und wir müssen uns bescheiden, denn wir haben hier nicht allein das Wort."

Er deutete hierbei auf Esther hin, die, ihre Thränen trocknend, zu Doctor Blank herangetreten war, ihn mit unaussprechlich liebevollen Blicken, die ihr ganzes übervolles Herz verriethen, eine Weile ansah und

ihm dann mit einem lauten Freudenruf an die Brust fiel.

„Lieber Herr Doctor,“ schluchzte sie von Neuem, „ich kann nur wenig sprechen, mir ist das Herz zu voll und ich weiß kaum, ob es mir wohl oder wehe thut, was ich hier fühle, aber so viel muß ich Ihnen doch sagen: ich habe Sie bisher schon so lieb gehabt, wie man nur einen Menschen lieb haben kann, aber wenn es möglich wäre, Sie noch lieber zu haben, so würde es geschehen nach der Erzählung, die ich so eben von Ihnen gehört. So, wie Sie Ihre Sophie geliebt, würde ich auch meinen Geliebten lieben, aber — ich würde ihm nicht wie sie abtrünnig geworden sein, wenn sich auch alle Mächte des Himmels und der Erde gegen ihn verschworen hätten. So, nun bin ich für's Erste mit Ihnen fertig und nun kommt Nella an die Reihe, die auch zu Ihnen sprechen will, und dazu hat sie ein Recht, denn auch sie hat Grund genug, Ihnen dankbar zu sein und Sie wie einen zweiten Vater zu lieben.“

Als sie dies mit ihrer klaren Stimme leise, doch Allen verständlich gesprochen, trat sie bei Seite. Gleich darauf lag Thusnelda an des alten Mannes Brust, aber sprechen konnte sie nicht, sie weinte nur laut, und was in ihrem Herzen vorging, erkannte

Doctor Blank an dem Beben und Zittern ihrer Gestalt und an dem Ausdruck ihres blauen Auges, das mit kindlich vertrauendem Blick in das seine schaute, während sie ihn umschlungen hielt.

„Du hast Recht, Nella, daß Du nicht sprichst,“ sagte er, „ich verstehe Dich doch. Der Worte sind hier genug gefallen und wir bedürfen Alle der Ruhe und Erholung. So fasse auch Du Dich im Stillen und geh' in Dein Zimmer da. Damit Du aber nicht allein bleibst, wird Herr von Strachnitz Dich begleiten, denn Ihr werdet Euch doch wohl so Manches zu sagen haben, was kein Anderer zu hören braucht. Geht nur, geht, der Alte dort erlaubt es Euch, ich lese es in seinen Augen, wenn auch die Lippe noch immer trotzig schweigt.“

Er lächelte dem Meyer verständlich zu, der ihm eben so zunickte und sich dann abwandte, so daß er nicht sah, wie Armin von Strachnitz Thusnelda's Hand ergriff und sie in das Nachbarzimmer zog. Als Doctor Blank sich aber nun nach dem anderen Paar umdrehte und gewahrte, wie Reinhard seine Augen mit fragendem Ausdruck auf Esther geheftet hielt und dann auf ihn richtete, winkte er mit der Hand und sagte leise zu ihm, so daß es Moses Joël, der mit dem Meyer sprach, nicht hören konnte:

„Heute nicht, Reinhard, es ist noch zu früh dazu und für einen Tag ist genug geschehen. Morgen ist auch noch ein Tag und so habe bis dahin Geduld. Erst wollen wir sehen, was Esther allein zu Stande bringt, aber vor allen Dingen muß ihr Vater wissen, um was es sich handelt. Und das überlaß mir. Ich bin im besten Zuge, Leute glücklich zu machen, die es verdienen, und wem die gütigen Sterne — ich bezeichne nun einmal meine Vorsehung mit diesem Namen — es so in die Hand gelegt haben, wie mir, der muß ihre Beihülfe benutzen, so lange sie günstig stehen. So, nun verlaßt uns, ich habe noch mit den Alten zu reden. Da — die Thür steht auf und geht zu den Beiden da hinein, damit ihnen die Zeit nicht zu lang wird, wenn sie so lange allein sind.“

Er hatte bei diesen Worten leise die Thür zu Thusnelda's Zimmer geöffnet und einen etwas neugierigen Blick hineingeworfen, aber er mußte wohl etwas ihm Angenehmes bemerkt haben, denn er lächelte still vor sich hin, als er die Thür nach Esther' und Reinhard's Eintritt in das Zimmer wieder schloß und sich nun zu den beiden alten Freunden begab, die am Fenster standen, in den Hof hinausblickten und sich in ernster Weise über das eben Vernommene unterhielten.

Zweites Capitel.

Gehe hin und thue nach Deinem Gefallen!

Es war der Abend dieses bedeutsamen Tages gekommen und alle Gäste des Meyers hatten ihn und seinen Hof schon längst verlassen, um in ihre Behausungen zurückzukehren. Das Wetter, das am Morgen so klar und heiter gewesen, war gegen Mittag wieder trübe geworden und gegen Abend rieselte sogar ein feiner Staubregen herab und der ganze Himmel hatte sich mit grauem Gewölk bedeckt, so daß, wenn man auch Lust und Neigung dazu gehabt hätte, auf keinen lohnenden Besuch der Warte zu rechnen war. So saßen denn, während Esther sich mit Frau Mausgrau unterhielt und ihr das Wichtigste der Tagesereignisse oder wenigstens das, was sie verrathen durfte, erzählte, die beiden alten Freunde in des Doctor's gemüthlichem Studirzimmer beisammen, aber das Gespräch, welches selten zwischen ihnen stockte, wollte nach einem so auf-

regungsreichen Tage heute nicht wie sonst fließen. Moses Joël war der Nachdenklichste von Beiden und blickte stumm vor sich nieder, da heute von verschiedenen Seiten her so manches ihn und seine Tochter betreffende Wort gefallen war, das ihm wohl in der Seele nachklingen mochte; Doctor Blank dagegen befand sich sichtlich in viel froherer Stimmung. Er hatte ja sein schweres Tagewerk glücklich vollbracht, sein lange erstrebtes Ziel war erreicht, seine utopischen Phantasien und Träumereien, wofür er seine weitreichenden Pläne oft selbst gehalten, waren keine reinen Luftgebilde gewesen und seine lieben Sterne hatten ihm die Wahrheit verkündet, nämlich die, daß Sophie, seine ehemalige Jugendgeliebte, nun am Ende doch noch ihr trauriges Schicksal überwinden und zum Genuß des Lebens, der ihr so lange versagt, zurückkehren werde, nachdem alle äußeren Sorgen von ihr genommen und sie wieder die geliebte Mutter eines braven und wohlhabenden, ja reichen Sohnes geworden war. Denn daß diesem sein vom Professor A . . . ererbtes Vermögen ganz und ungeschmälert zufallen sollte, das war bei ihm eine festbeschlossene Sache und daran zweifelte auch Niemand mehr, der den wahrhaft edlen und in seiner gränzenlosen Menschenfreundlichkeit sich stets so großmüthig erweisenden Mann kannte.

Mit den wohlthuendsten Gedanken über diesen seinen schönsten Lebensentschluß beschäftigt, saß er nun an diesem Abend neben Moses Joël, lächelte bald nach den grünen, von Regentropfen schweren Blättern in seinem Garten hinaus, bald wandte er sein wachsames Auge wieder nach dem Alten an seiner Seite hin, mit dem er nun das ernste Gespräch beginnen wollte, wovon er Reinhard schon in des Meyer's Stube an diesem Morgen eine Andeutung gegeben hatte. Eben sann er nach, wie er dies Gespräch auf geschickte Weise einleiten wollte, als Joël ihm zuvorkam und mit sinnend vor sich niederblickendem Gesicht sagte:

„Ja, lieber Freund, ich bin nun hier bei Ihnen fertig; vor der Hand ist Alles geschehen, was geschehen konnte und das noch Uebrigbleibende zu ordnen und zu leiten, wird keine schwierige Sache sein. So kann ich denn mit Esther in Frieden nach Hause fahren und mein Geschäft — ach! das will mir eigentlich gar nicht mehr in den Kopf — von Neuem in die Hand nehmen, um darin zu arbeiten, bis mir die Lust daran ganz vergeht und ich auch an ein kleines gemüthliches Heim in einem grünen Walde denken kann, wie Sie es hier gefunden haben. Ja, danach trage ich eine große Sehnsucht im Herzen, ich schmachte nach Ruhe und mein Haar wird alle Tage weißer,

obgleich die alte zähe Kraft in den Fasern meines Herzens und Hirnes noch nicht erloschen ist."

Doctor Blank hatte ihn ruhig aussprechen lassen, um alle ihn im Augenblick beschäftigenden Gedanken zu vernehmen; als er aber nun schwieg, legte er nachdrücklich seine Hand auf den Arm des alten Freundes und sagte mit ruhiger, aber seltsam bedächtig klingender Stimme:

„Ja, Joël, daß Sie sich endlich von Ihrer Arbeit ausruhen wollen und ein friedliches Heim wünschen, wie ich es habe, finde ich sehr natürlich und Sie sollen recht bald damit den Anfang machen, denn wozu wollen Sie noch länger im Schweiße Ihres Angesichts arbeiten und schaffen? Vermögend sind Sie genug, viel vermögender als ich, und ich bin ja wahrhaftig so reich, daß ich den größten Theil meines Besitzes von mir thun konnte, ohne dadurch etwas von meiner Bequemlichkeit und Gemächlichkeit einzubüßen. Legen Sie also Ihr Geschäft aus der Hand, übergeben Sie es Ihrem Neffen, wie Sie es schon lange beabsichtigten, und bauen oder kaufen Sie sich hier oder wo Sie sonst wollen, auch ein ländliches Haus, wozu der Grund und Boden sich ja wohl wird finden lassen. Wenn Sie aber —" und hier erhob sich seine Stimme und sein Auge blickte liebevoll auf den alten

Freund — „die Absicht aussprechen, mich schon jetzt und recht bald zu verlassen, so fügen Sie mir damit einen herben Schlag zu, denn ich hatte geglaubt, ich würde Sie und Esther noch eine Weile bei mir behalten, da wir uns ja persönlich eigentlich noch gar nicht genossen, sondern uns immer nur um andere Leute bekümmert haben. Vor allen Dingen aber wollte ich noch, bevor Sie gehen, über eine andere ernste und wichtige Angelegenheit mit Ihnen sprechen und bevor die nicht vollständig und für immer abgethan, lasse ich Sie nicht von mir fort und sollte ich Sie in Fesseln legen müssen."

„Was ist denn das für eine ernste und wichtige Angelegenheit?" fragte Joël mit ruhiger Miene, aber doch begann sein Herz ihm schon zu pochen, denn es schwebte ihm eine dunkle Ahnung vor, um was es sich im nächsten Augenblick handeln werde.

„Sie sollen es sogleich hören und da wir doch einmal damit zu Ende kommen müssen, so will ich keine Minute zögern, Ihnen den letzten Rest von Sorge in meinem Herzen anzuvertrauen. Nun denn, mein wackerer Freund, ich fasse gleich den wichtigsten Punkt an und so sage ich: Lieber Joël, Sie haben Alles, um was ich Sie gebeten, meisterhaft ausgeführt, Sie haben unendlich viel Mühe und Sorgfalt

auf meine Angelegenheit verwandt und dafür muß ich Ihnen doch auf irgend eine Weise meinen Dank aussprechen, was ich bisher noch nicht gethan."

„Oho!" versetzte Joël und sah den Freund lächelnd von der Seite an, „ist das der Rest Ihrer Herzenssorge und die wichtige und ernste Angelegenheit, auf die Sie mich neugierig gemacht, und können Sie sich damit länger als eine Secunde beschäftigen? Ich dächte, das wäre überflüssig. Ja, so viel kann ich mir freilich zugestehen: mit Sorgfalt habe ich Ihre Sache von Anfang bis zu Ende geführt, aber Mühe, wahrhaftig, die hat sie mir nicht gekostet, und wenn es doch der Fall gewesen wäre, wie können Sie so zu mir sprechen, Sie, dem ich meine Gesundheit, ja mein Leben zu verdanken habe, der also auch mein Lebensretter geworden ist, wie ich ihm in anderer Weise so eben geholfen habe, Anderer Gut und Wohlfahrt des Lebens zu retten? Also davon schweigen Sie und vergessen Sie nie, daß ich, Moses Joël, niemals eine geringe Mühe in Anrechnung bringe, wenn es sich darum handelt, einem Freunde in der Noth beizustehen."

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte Doctor Blank, indem er des alten Freundes Hand ergriff und mit großer Wärme drückte, „Sie sind in dieser Beziehung

immer uneigennützig und opferwillig gewesen und ich habe seit vielen Jahren meine besondere Freude daran gehabt und Sie eben deshalb von ganzem Herzen liebgewonnen. Aber nun, geben Sie Acht, Joël, habe ich noch einen anderen höchst wichtigen Punkt mit Ihnen zu erledigen, und das, was ich jetzt von Ihnen verlange, dürfte Ihnen vielleicht schwieriger werden, als alles Uebrige vorher."

„Schwieriger als der Punkt, der uns bis jetzt beschäftigt hat?" fragte Joël mit hochathmender Brust. „Nun, da bin ich neugierig. Was wäre denn das für einer?"

Doctor Blank schwieg einen Augenblick, sinnend vor sich niederblickend und man sah ihm an, wie schwer ihm die Wahl seiner Worte wurde. Endlich aber hatte er sich gefaßt und sagte:

„Nun, was soll das lange Zaudern, wir müssen einmal damit zu Ende kommen. Und so will ich geradeaus auf die Sache losgehen, obgleich ich zum ersten Mal in meinem Leben Ihnen gegenüber etwas zaghaft bin, denn noch nie ist von diesem Gegenstande zwischen uns die Rede gewesen."

Er schwieg wieder und Moses Joël, der nicht begriff, was den sonst so bedachtsamen und offenherzigen Mann so bedenklich machte, sah ihn verwundert

von der Seite an. „Vorwärts!“ sagte er langsam und ruhig, „so reden Sie doch weiter und lassen Sie mich nicht so lange in einer ungewissen Erwartung schweben.“

„Ja, vorwärts!“ ermuthigte der Doctor sich selbst. „So sei es denn. Ja, lieber Joël, wir sind in allen unseren Ansichten und Meinungen bisher immer einig gewesen, nie hat eine ernste Differenz unsere gemeinsamen Bestrebungen durchkreuzt, — aber ein Unterschied, der noch nie von uns besprochen worden ist, besteht doch zwischen uns und er ist sogar ein sehr wesentlicher. Für mich allerdings nicht,“ fügte er sogleich hinzu, als er Joëls Augen feurig aufblitzen sah, „denn ich sehe eigentlich keinen Unterschied darin zwischen uns, aber für Sie dürfte er wesentlich sein. Mit einem Wort, es ist der, daß Sie — ein Jude sind und ich — ein Christ bin.“

Er sah dem alten Freund voll und forschend in das ernst blickende Gesicht, als wolle er den Eindruck darauf lesen, den diese seine Worte auf ihn gemacht. Er war in der That groß und Joël zuckte sichtbar dabei zusammen, während seine Miene einen Moment lang einen fast grollenden Ausdruck annahm, der aber bald wieder dem einer stillen Verwunderung wich.

„Helf Gott!“ rief er sogleich. „Halten Sie ein!

Ich weiß nun schon Alles, was Sie im Hinterhalt haben und war beinahe darauf vorbereitet, da ich ja weiß, um was es sich bei Ihnen handelt, indem Sie mir das sagen. Aber da haben Sie unsere gegenseitige Stellung in diesem Punkt doch falsch aufgefaßt oder mich noch nicht ganz erkannt. Denn zwischen Ihnen und mir besteht in Bezug auf unseren verschiedenen Glauben, den wir von unsern Vätern ererbt und uns also weder selbst gemacht, noch willkürlich beigelegt haben, kein Unterschied. Sie sind als Christ dasselbe, was ich als Jude bin, das heißt — mit einem Wort sei es gesagt — ein rechtlicher, ehrlicher und — verständiger Mann. Nicht wahr, sind wir das nicht Beide?"

„Ja, das sind wir, ich bin davon überzeugt," erwiderte Doctor Blank ruhig, „aber hier ist nicht allein von mir die Rede, sondern auch andere Leute, die meines Glaubens sind, gehören zu uns und kommen hier in Betracht. Ich meine, es giebt auch andere rechtliche und brave Männer, die Christen sind und wie ich danach streben, von Ihnen auch als Freunde, wie ich einer bin, anerkannt zu werden, also darin mit mir auf einer Stufe stehen möchten. Und da habe ich vor Allen den Meyer Saaltrup im Auge. Was halten Sie von dem?"

„Vom Meyer Saaltrup? Ah ja, das ist wahr, er ist Ihr Freund — aber Sie wissen ja schon, was ich von ihm halte. Ich schätze ihn auch als einen braven ehrlichen Mann, eben so wie seinen Sohn, und Beide, wenn sie so denken wie ich, sollen auch in Zukunft nicht weniger von mir geschätzt werden."

„Nun, daß Sie so denken, ist mir lieb, „sagte Doctor Blank laut aufathmend, als sei ihm schon jetzt ein Stein von der Brust gewälzt, „und noch lieber ist mir," fuhr er fort, „daß Sie neben dem Vater auch gleich des Sohnes gedenken. Eben dieses Sohnes Schicksal beschäftigt mich jetzt, wie mich vormals das des Sohnes Sophiens beschäftigt hat. Er befindet sich nämlich in einem ähnlichen Fall wie dieser, wenigstens in einer Beziehung, denn wenn er auch nicht an den Calamitäten leidet, die den Baron so tief niederdrückten, so ist er doch eben so wenig glücklich, wie dieser es vor unserer Vermittelung war."

„Wie so? Warum ist er es nicht?" fragte Joël mit lebhaft aufblitzenden Augen.

Doctor Blank besann sich wieder, dann sagte er mit einem Lächeln, das eine unendliche Herzensgüte verrieth, wobei aber seine Augen doch mit einem tief forschenden Ausdruck auf Joëls ernster Miene ruhten: „Lassen Sie mich kurz sein, was hilft das lange Hin-

und Herreden, wenn man sich mit einem Wort verständigen kann. Also, des Meyer's Sohn liebt auch, wie sein Freund, ein Mädchen, ein braves, kluges, liebes und nebenbei auch ein reiches Mädchen, aber — er kann es leider nicht für sich gewinnen."

„Wie," rief Joël, indem auch seine bisher etwas starren Züge ein seltsames Lächeln überflog, „ein so gebildeter, wackerer, tapferer Mann, der seines Königs und Herrn größte Auszeichnung auf der Brust trägt, er kann dies Mädchen nicht gewinnen, sagen Sie? Das müßte ja ein wunderbar hochmüthiges Geschöpf sein!"

Der Doctor zuckte leicht die Achseln. „Hochmüthig ist sie nicht, aber vor der Hand doch für ihn unerreichbar. Er ist nur der Sohn eines einfachen Landwirths, der sich selbst in seiner Bescheidenheit einen Bauer nennt — und Sie haben ja bei der Werbung des Barons um die Hand seiner Tochter gesehen, welche Schwierigkeiten es hatte, seine Ansichten in Bezug auf Ehen von ungleichem Stande zu bekämpfen. Nun, diese Schwierigkeiten sind Dank Ihrer Hülfe zwischen dem Baron und des Meyers Tochter gehoben, aber bei seinem Sohne bestehen sie noch."

„Ah," rief Joël, der nun vollkommen wußte, um was es sich handelte, aber noch immer bedächtig sein

Wissen verbarg, „liebt er, des Meyers Sohn, vielleicht auch eines stolzen Barons Tochter?“

Doctor Blank schwieg, behielt aber Joël fest im Auge, als wolle er ihn sich nicht wieder entschlüpfen lassen, und endlich sagte er mit seiner alten Ruhe, indem er sanft den Kopf schüttelte: „Nein, Joël, er liebt keines Barons Tochter, aber die — eines in seiner Art nicht weniger stolzen Mannes, denn dieser Mann — ist ein Jude und des Meyers Sohn — — ein Christ. Damit ist Alles gesagt.“

„Helf Gott!“ rief Joël wieder. „Was hören meine Ohren! Aber Sie sagen es, wie es mir schon eine Andere gesagt, und so muß es wohl wahr sein — er liebt also wirklich — meine Esther?“

„Ja, Moses Joël, er liebt sie und nun wissen Sie, was mir zuletzt noch so schwer auf der Seele lag.“

Moses Joël schwieg, senkte den Kopf und faltete die Hände, wobei seine Lippen sich leise bewegten, als spräche er ein inbrünstiges Gebet still vor sich hin. Endlich aber schaute er wieder auf, erhob die Augen zum Himmel und sagte mit warmer weicher Stimme:

„Gott meiner Väter, Du hörst es, was man mir sagt und also auch von mir verlangt. Aber Du hast mir ein Herz gegeben von Fleisch und Blut, nicht von Metall und Stein, und einen Sinn, der nicht an den

eitlen Nichtigkeiten und dem äußeren Schein der Erde hängt, mit dem sich die darauf lebenden Menschen zu umhüllen lieben. Und solch ein äußerer Schein ist auch nur der Unterschied, der zwischen der Religion der Christen und Juden obwaltet; in Kern und Wesen sind beide ja eins, denn ihre Bekenner glauben alle an einen Gott, der die Welt und Alles, was darauf kriecht und fliegt, erschaffen hat. — So, nun bin ich mit meinem Gott fertig und wende mich wieder zu Ihnen," fuhr er fort, sein ehrwürdiges Antlitz mit freudigerem Ausdruck auf den Doctor heftend. „Ja, mein alter Freund, wenn es wahr ist, was Sie mir da sagen, und ich zweifle nicht daran, da mir mein Kind schon selbst sein Herz erschlossen hat, so will ich Esther noch einmal fragen, ob sie auch jetzt noch und für alle Zukunft auf ihrer Neigung beharrt. Und wenn sie mir sagt: ja, ich liebe ihn und er liebt mich, und wenn der Meyer und sein Sohn in ihr nicht die Jüdin, sondern das brave Kind eines braven Mannes sehen, so sage ich nichts als: Helf Gott! Ich habe meine Schuldigkeit gethan, mein Kind in Gottesfurcht, Zucht und Ehrbarkeit erzogen, aber ihren Geist habe ich nicht geknechtet, ihr Herz nicht in Fesseln geschlagen und so will ich vergänglicher Erdenwurm gegen die Strömung der Liebe dieser beiden Menschen nicht

ankämpfen. Nein, alter Freund, das will ich nicht, und so lassen Sie uns auch diese Sache rasch zu Ende bringen. Ich will Esther noch einmal sprechen und das soll sogleich geschehen, ehe mir andere Gedanken in den Sinn kommen. — Wo ist sie?"

„Soll ich sie rufen?" rief Doctor Blank in freudiger Aufwallung und sprang schon von seinem Sitze auf.

„Ja, rufen Sie sie, ich erwarte sie hier, aber sagen Sie ihr nicht, wovon wir so eben gesprochen haben und was für eine Frage ich ihr vorlegen will."

Der Doctor nickte mit einer seine ganze innere Zufriedenheit ausstrahlenden Miene und gleich darauf hatte er das Zimmer verlassen, um Esther aufzusuchen und zu ihrem Vater zu bescheiden.

Moses Joël brauchte nicht lange auf sie zu warten; schon nach wenigen Minuten trat sie langsam, mit niedergeschlagenen Augen und erwartungsvoller Miene, aber ohne sichtbares Zagen ein. Als sie jedoch vor ihren Vater hingetreten war und nun ihre großen sprechenden Augen zu ihm erhob, aus denen eine unendliche Liebe zu ihm und eben so viel kindliche Demuth und Unterwerfung unter seinen Willen sprach, glaubte er sie nie so lieblich und schön gesehen zu haben, wie in diesem für sie so bedeutungsvollen Augen-

blick. So betrachtete er sie auch lange mit anfänglich ernst prüfenden, allmälig aber milder und herzlicher blickenden Augen, bis er, ihre volle Ergebung auf ihrem vor Erregung bleichen Gesicht erkennend, mit weicher Stimme zu reden begann und sagte:

„Esther, mein liebes Kind, ich habe so eben mit meinem alten Freunde über denselben Gegenstand gesprochen, den wir Beide schon neulich auf meinem Zimmer oben verhandelten. Du weißt, was ich meine, nicht wahr? Nun ja, es betraf den jungen Mann, auf den Du so ganz gegen meine Erwartung Deine Neigung gewandt, und ich gebot Dir damals, diese Neigung so lange zurückzuhalten, das heißt ihr keinen erkennbaren Ausdruck zu geben, bis ich anderweitige Nachforschungen angestellt, mir die Sache überlegt und die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß Dein Auge und Dein Herz Dich nicht getäuscht, sondern daß Du den rechten Mann erwählt habest, der Dir für alle Zukunft, so lange Gott der Herr Dir das Leben läßt, mit derselben Gesinnung, demselben warm liebenden Herzen treu und anhänglich bleiben werde. Nun, ich habe diese Nachforschungen angestellt und was ich erfahren, entspricht Deinen Angaben und Du hast mir also die Wahrheit darin gesagt. Allein, so weit ich mir die Sache hin und her überlegt habe, mit meinem

Entschluß bin ich doch noch nicht zu Ende gekommen und muß vorher erst noch einmal mit Dir darüber reden. So wiederhole ich Dir denn hier zuerst, daß die Entdeckung Deiner Herzensneigung für mich etwas ganz Neues und Unerwartetes gewesen ist, was ich in diesen schönen grünen Bergen und Wäldern gar nicht gesucht habe. So lange wir zu Hause waren, gehörte Dein Herz nur Deinem Gott und mir, und jetzt weiß ich, daß es auch noch für einen Anderen Raum hat. Ist das noch heut bei Dir so und beharrst Du auf Dem, was Du mir neulich gesagt?"

Esther erhob ihr Gesicht voll gegen ihn, sah ihn mit ihren schönen Augen ehrlich an und sagte fest und kühn: „Ja, mein Vater, es ist noch so und ich beharre."

„So. Gut. Aber hast Du auch wohl bedacht, mein Kind, daß Du, wenn ich es zugäbe, daß er Dich zum Weibe nimmt, an Deiner Väter Glauben nicht festhalten dürftest, sondern ihn wechseln und eine Christin werden müßtest, da er gewiß nicht ein Jude werden will? Hast Du Dir auch das überlegt und Deinen Entschluß gefaßt, so erkläre es offen."

Esther senkte einen Augenblick wie beschämt das allmälig erglühende Gesicht, dann erhob sie es aber rasch wieder, sah ihn freimüthig an und fragte:

„Würde ich, wenn ich eine Christin würde, dadurch in der Achtung und Liebe meines Vaters sinken?"

Nun senkte Joël sein Haupt, faßte sich an die Stirn und bedeckte seine Augen eine Weile mit der Hand. Als er sie aber wieder davon fortnahm, sah er seine Tochter liebevoll an, schüttelte den Kopf und sagte eben so fest wie mild: „Nein, das würdest Du nicht, Du würdest unter allen Umständen mein geliebtes Kind, meine Tochter, meine Esther, das einzige Kleinod meines einsamen Herzens bleiben."

Bei diesen Worten stieß Esther einen lauten Jubelruf aus, sank ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee, indem sie ihre hochwogende Brust dagegenlehnte. „Vater," rief sie mit überströmenden Augen und herzerschütternder Stimme, „ich danke Dir für diesen Ausspruch, der mir das Leben wiedergiebt, und nun erst bin ich wieder ganz Deine alte Esther, Deine frohe, glückliche und Dir ewig dankbare Tochter. O, Du hast mir ja so oft gesagt, daß vor Gott der Jude gleich dem Christen ist, wenn Beide gerecht und edel sind und fest an ihm hangen. So wandle ich mich ja vor ihm in nichts, wenn ich eine Christin werde, denn mein Herz, mein Sinn, mein Geist und meine Seele, Alles, Alles bleibt, wie es war und ist und immer sein wird. Auch hast Du mich ja schon oft das neue

Testament lesen lassen, an welches die strenggläubigen Juden nicht glauben, und hast mir gesagt, es sei ein gutes Buch, das alle Christen und Juden mit großem Vortheil lesen könnten, und der, von dem es handelt, sei ein Jude gewesen, habe als solcher gelebt und sei als solcher gestorben, und er habe aus unserer alten und in mancher Beziehung veralteten Religion nur eine neue, bessere, gereinigtere zu machen gesucht oder vielleicht auch wirklich gemacht, wodurch die ganze Welt eine andere Gestalt angenommen habe und viele irrgläubige Heiden zu wahren edlen Menschen umgewandelt wären. Hast Du mir das nicht oft gesagt?"

„Ja," sagte Joël langsam und mit einem wie verklärt auf sie blickenden Gesicht, „das habe ich gethan und mit vollem Bedacht, denn auch ich erkenne im Christenthum das Gute und Heilsame an, wie solches auch unläugbar am Judenthum haftet, aus dem es unmittelbar hervorgegangen, wie die Blüthe aus einer noch unerschlossenen Knospe. Aber sprich, wandelst Du Dich auch nicht vor mir, wenn Du eine Christin und das Weib eines Christen wirst?"

„Bei meiner Seele, nein, mein Vater, wie könnte ich das? Bist Du nicht immer mein guter, liebevoller Vater gewesen und könntest Du je aufhören, es zu sein? Nein, das könntest Du nicht und bis zu Deinem

letzten Athemzug wirst Du mein liebevoller Vater bleiben, wie ich Deine Dich liebende, Deine dankbare Tochter bleibe.“

Moses Joël's Augen wurden feucht, sein faltiges Gesicht nahm den Ausdruck einer zärtlich glücklichen Rührung an und er beugte sich zu ihr nieder und berührt ihre Stirn mit seinen Lippen. „Gut,“ sagte er, fast stammelnd vor innerer Bewegung und legte seine rechte Hand auf ihr Haupt, „ich glaube Dir. So gehe denn hin und thue nach Deinem Gefallen und Du weißt, was ich damit meine, denn es heißt, daß Du jetzt Deiner Neigung folgen und, wenn Du danach gefragt wirst, darauf antworten kannst, wie Dein Herz es Dir eingiebt. An mir aber ist es nun auch, mit dem Meyer zu sprechen, um zu hören, wie seine Meinung über Dich und seinen Sohn lautet, und nicht eher will und kann ich Euren Bund segnen, als bis ich weiß, daß diese Meinung mit der meinigen übereinstimmt. Nicht wahr, darin bist Du mit mir einverstanden?“

Esther schwieg einige Zeit und ging mit sich ernstlich zu Rathe. Plötzlich aber erhob sie wieder ihr Auge zu dem Vater und sagte: „Nein, Vater, verzeihe mir, daß ich Dir wderspreche, damit bin ich nicht einverstanden. Der Meyer ist ein schwer zu behan-

delnder Mann, den Du noch nicht so gut kennst wie ich, und Du möchtest mit Deiner Frage vielleicht eine Stelle in seinem Herzen treffen, die schmerzlich zusammenzuckt, wenn man sie vorzeitig berührt. So laß mich zuerst lieber allein zu ihm gehen und ich selbst will ihn von der Zuneigung seines Sohnes zu mir und von der meinigen zu ihm unterrichten. Da werde ich ja hören, wie er es aufnimmt und was er dazu sagt. Sollte ich aber nicht bei ihm erreichen, was ich wünsche, so bleibt Dir noch immer Zeit, mit ihm zu reden und dann hilft Dir vielleicht auch Dein alter Freund, der eine große Gewalt über ihn besitzt, wie Du wohl heute gesehen hast. So, nun habe ich Dir meine ganze Meinung gesagt."

Moses Joël schüttelte bedenklich den Kopf und gab sich einem längeren Nachsinnen hin. „Das ist ein seltsames Verlangen von Dir," sagte er endlich, „und ich weiß kaum, ob ich Dir gestatten soll, es zur Ausführung zu bringen. Wenn der Meyer, eine so gerade und wenig zurückhaltende Natur, die sich stets giebt, wie sie fühlt, nun hart und rauh gegen Dich würde? Das würde Dir sehr schmerzlich sein und Dir könnten die Kräfte mangeln, ihm zu widerstehen und zu Deinem Zweck zu gelangen."

Esther schüttelte den Kopf und lächelte mit einem

siegreichen, fast triumphirenden Blick. „O nein,“ sagte sie, „das befürchte nicht. Hart und rauh wird er nicht gegen mich sein, darin kenne ich ihn, dazu ist er zu gut und gerecht. Auch weiß ich sehr wohl, wie ich ihn zu behandeln habe und wo seine schwache Stelle sitzt, und an die werde ich rühren und Du wirst sehen, daß ich ihn mir gewinne.“

Joël, dem doch so ernst zu Muthe war, lachte bei diesen vertrauensvollen Worten und ihrer zuversichtlichen Miene beinahe laut auf. „So, so.“ sagte er freundlich und streichelte wieder mit seiner Hand ihr seidenweiches glänzendes Haar. „Nun, ich sehe, Du hast hier in kurzer Zeit viel gelernt und merkwürdige Studien an Sternen und Menschen gemacht, aber ich will Dir diesmal folgen, und wenn der Doctor, mit dem ich auch darüber sprechen will, mit Dir einer Meinung ist, dann gehe zum Meyer, sprich mit ihm und führe Deine Sache allein. Ich bin neugierig, zu hören, was Du bei ihm zu Stande bringst.“

Nach diesen Worten erhob er sich, schloß Esther in seine Arme, küßte sie wiederholt und entließ sie mit der Bitte, ihm noch einmal seinen Wirth zu senden.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, ging Moses Joël einige Mal nachdenklich im Zimmer auf und

nieder, blieb dann stehen und sagte zu sich, indem er aus tiefster Brust und doch nicht im Geringsten beklommen aufseufzte:

„Sie ist überzeugt, daß sie Recht thut und daß sie kann, was sie will. Nun, das tadle ich nicht, ja ich muß es lobend anerkennen. Daß sie so geworden, wie sie ist, verdankt sie meinen Lehren und ich habe also selbst mein Kind meinem Glauben abwendig gemacht und zum Christenthum übergeführt. Das wollte ich freilich nicht, aber es widerstrebt auch meinen Gefühlen und Ansichten nicht. Ich werde ein Jude bleiben, so lange ich lebe, aber was ist denn ein Christ Anderes als ein geläuterter, vervollkommneter Jude? O, das begreifen viele Juden und Christen und sogar recht gescheidte Leute nicht, aber ich begreife es. So gebe ihr denn Gott seinen Segen, wie sie schon lange den meinen hat, und wir werden uns einst doch im Himmel oder im Paradiese, wenn es solche giebt, als Vater und Tochter wiederfinden, denn die Liebe bleibt immerdar und die Guten und Gerechten werden sich erkennen, wo sie auch zusammentreffen mögen — so oder ähnlich steht es in der heiligen Schrift, die auch ich mit Andacht gelesen und an die ich sie glauben gelehrt, wie auch ich in Wirklichkeit an sie glaube.“

Er wurde in seinem Selbstgespräch unterbrochen, denn eben trat Doctor Blank mit freudigem Gesicht wieder bei ihm ein und bald wußte er das Neuste, was zwischen Vater und Tochter vorgefallen war. Nachdem Joël ausgesprochen, hielten sie eine kurze Berathung über ihre nächsten Schritte ab und da sagte endlich der Doctor:

„Lassen Sie sie gehen und thun, was sie vorhat, denn sie hat Recht. Keiner kann ihre Sache so gut und siegreich führen wie sie selber, sie ist eben so klug wie lieb und das hat den Meyer schon lange für sie gewonnen, wovon ich tausend Anzeichen habe. Wenn sie uns aber morgen früh verlassen hat, wollen wir uns alsbald anschicken, ihr zu folgen, denn wer weiß, ob sie nicht doch noch unsere Hülfe braucht. Und die soll ihr werden und ich bürge für unsern endlichen Erfolg. — Und nun, Joël, liebster Joël, blicken Sie freudig und gottergeben auf. Sie haben Ihre Tochter nicht verloren, wenn sie das Weib Reinhard Saaltrup's wird, aber Sie haben eine Familie gewonnen, in deren Mitte sich wohl von Sorge und Arbeit ausruhen läßt. Und nun kommen Sie zu Tisch, die Alte brummt schon lange, daß sie jetzt immer auf uns warten muß und hält uns Alle für etwas verschroben. Nun, so ganz Unrecht hat sie nicht,

denn was in den letzten Tagen durch unsern Kopf und unser Gemüth gegangen, ist ganz dazu angethan, ein altes Hirn wirbeln zu machen, und ich fühle bereits die ersten Spuren davon. Kommen Sie!"

Dabei faßte er ihn unter den Arm und führte ihn zu der vor namenlosem Glück strahlenden Tochter, die neben der alten Mausgrau im Speisezimmer stand und die beiden Freunde an der wohlbesetzten Tafel erwartete.

Drittes Capitel.

Eine angehende Meyerfrau.

Der nächste Morgen war angebrochen und hatte etwas freundlicheres, wenigstens trockenes Wetter gebracht. Schon in der Nacht hatte es zu regnen aufgehört und der Wind so ziemlich die überflüssige Feuchtigkeit aufgesogen, aber es war noch immer keine Aussicht auf ein beständiges gutes Wetter vorhanden. Die Sonne war zwar klar über den Bergen des Teutoburger Waldes aufgegangen, aber ziemlich fest geballte und umfangreiche Dunstwolken, von einem frischen Westwind getrieben, flogen unablässig über den blauen Himmel hin, als warteten sie nur die rechte Zeit und den passenden Ort ab, um ihren nassen Inhalt von Neuem auf die Erde zu gießen.

Als Doctor Blank, der an diesem Morgen nächst Esther zuerst im Hause sichtbar wurde, dies bemerkte, beschloß er Isaak den Befehl zukommen zu lassen, den

Wagen zu bespannen, damit Esther trockenen Fußes nach dem Spiegelhof käme, denn die Waldwege waren gewiß noch feucht und sein Liebling sollte auf dem heutigen Gange nicht den geringsten Schaden nehmen oder nur eine Unbequemlichkeit verspüren. So gab er denn Frau Mausgrau, sobald er ihrer ansichtig wurde, den Auftrag, den Wagen um acht Uhr zu bestellen, denn um diese Zeit sollte nach einer am Abend vorher erfolgten Besprechung Esther den beschlossenen Gang antreten.

Aber da wurde dem alten Herrn eine unerwartete Erwiderung zu Theil, denn kaum hatte er ausgesprochen, so rief Frau Mausgrau, die Arme energisch in die Seiten stemmend und mit dem alten Kopfe bedeutungsvoll nickend: „Na ja, da haben wir es! Ob ich mir so Etwas nicht gleich gedacht habe! Ja, den Wagen können Sie um acht Uhr fertig haben, Herr Doctor, aber die Pferde gewiß nicht.“

„Warum denn nicht?“ fragte der Doctor mit sichtbarer Verwunderung auf seinem gutmüthigen Gesicht.

„Ei, da fragen Sie noch?“ lautete die mit komischem Pathos gegebene Antwort. „Begreifen Sie nicht, daß der alte Esel, der Isaak mit seinem klugen Kladderadatschgesicht Ihnen wieder einen Querstrich gemacht hat und mit den Pferden seit einer halben Stunde auf

und davon ist, um ihnen im Dorfe frische Eisen unterlegen zu lassen? O, ich habe ihm wohl gesagt, daß er Sie erst um Erlaubniß fragen solle, aber der trotzige Mensch handelt ja immer nach seinem dummen Kopf und sagte mir frech in's Gesicht, das verstände ich nicht und ich hätte mich mehr um meine Küche als um den Stall zu bekümmern. Ohne Eisen könne der Handpony nicht gehen und würde immer lahm und Sie würden ja wohl heute das Gespann nicht gebrauchen. O Herr Doctor, ich bitte Sie darum, geben Sie dem Menschen einmal einen recht ordentlichen Verweis, aber sagen Sie nicht wie sonst mit sanfter Stimme: Lieber Isaak, unterlaß das ein andermal!"

Als Doctor Blank diese Worte in einer Art und Weise aussprechen hörte, wie er allerdings in seiner Gutmüthigkeit in der Regel mit Isaak sprach, mußte er unwillkürlich lächeln, obgleich ihm die Meldung Esthers wegen keineswegs angenehm war. „So, so," sagte er, bedenklich den Kopf schüttelnd, „das ist mir nicht lieb, Mausgrau, und ich werde ihm diesmal einen — ernsten Verweis zukommen lassen, wenn Sie es nicht lieber selbst in meinem Namen thun wollen, da ich mich gerade heute mit anderen wichtigen Dingen beschäftigen muß. — Aber nun gehen Sie zu Fräulein

Esther hinauf und sagen Sie ihr, daß sie sich zum Gehen auf feuchtem Boden einrichten müsse, da die Pferde unglücklicher Weise nicht zu Hause wären."

Als sie dies vernahm, wurde Frau Mausgrau erst recht aufgebracht, denn daß das arme Kind, wie sie sagte, die Esther, nun unter des dummen Isaaks Voreiligkeit leiden müsse, sei ganz unerhört und sie werde dem elenden Burschen handgreiflich ihre Meinung sagen.

Wenn sie jedoch geglaubt, daß Esther über die ihr bald überbrachte Nachricht untröstlich sein oder gar klagen werde, so hatte sie sich höchlich geirrt, denn diese ging viel lieber zu Fuß durch den Wald als daß sie fuhr, und namentlich heute war ihr das sehr angenehm, da sie nicht nur Manches mit sich zu überlegen, sondern auch Kopf und Herz so voller Gedanken und Empfindungen hatte, daß sie auf ihrem halbstündigen Wege keine Langeweile zu befürchten brauchte.

So zog sie denn ein Kleid an, das sie beim Gehen mit Leichtigkeit hoch aufschürzen konnte, und da auch feste Stiefelchen zur Hand, so war sie äußerlich bald zu ihrem Gange gerüstet. Auch innerlich war sie es nicht weniger, denn schon als sie erwacht, hatte sie sich ruhig und gefaßt gefühlt und eine innere Stimme, der sie gern Gehör schenkte, sagte ihr Gutes voraus,

da sie sich ja einer Handlung bewußt war, die für sie und Andere eine so große Bedeutung hatte.

Schon um sieben Uhr kam sie in ihrem einfachen, aber sie sehr wohl kleidenden Marschanzuge in das untere Stockwerk herunter, um mit den beiden alten Herren ihr erstes Frühstück zu verzehren, das man seit Joël's Anwesenheit gemeinschaftlich im Speisezimmer einzunehmen pflegte. Doctor Blank betrachtete sie, als sie mit so ruhigem Gesicht vor ihn hintrat und ihn und ihren Vater begrüßte, mit sichtbarem Wohlgefallen, denn er las auf ihren lebensvollen Zügen eine feste Entschlossenheit und den besten Muth, und das gefiel dem alten Herrn immer sehr, wenn er es an seinem Liebling bemerkte. Als man aber den Kaffee ziemlich schweigsam getrunken und sie dann ihren Hut holte und, auch mit einem Regenschirm bewaffnet, wieder hereintrat, um Abschied zu nehmen, sagte er zu ihr:

„Aha, da bist Du also schon zu Deinem Unternehmen gerüstet, mein Kind, und Du hast Dich auf alle Fälle vorbereitet, wie ich sehe. Das ist recht. Nun, so geh denn mit Gott! Unsere besten Wünsche begleiten Dich und Du weißt ja, was Dir zu thun obliegt. Sobald die Pferde wieder hier sind, was nicht mehr lange dauern kann, werde ich anspannen lassen und wir Beide kommen Dir dann nach.“

„Kommen Sie nur nicht zu früh,“ erwiderte Esther mit freundlicher Miene, „sonst möchten Sie mich in meiner Unterredung stören, und das wäre mir nicht lieb.“

„O, das befürchte nicht, Kind, stören wollen wir Dich gewiß nicht und wenn wir in der Tenne hören, daß Du noch mit dem Meyer sprichst, wonach wir uns schon erkundigen werden, so kommen wir nicht eher in's Zimmer, als bis Du Dich uns bemerklich machst.“

Dabei reichte er ihr die Hand und nun trat Esther zu ihrem Vater und sah ihn mit dankbar lächelndem Gesicht, aber schweigend an, um auch von ihm einen kurzen Abschied zu nehmen.

Moses Joël fühlte sich in diesem Augenblick nicht zu langem Reden aufgelegt, denn sein Herz war ihm etwas gepreßt, da er sein Kind den so bedeutungsvollen Gang antreten sah, ohne ihm zur Seite stehen zu können. So schwieg er denn auch zuerst, als er aber einen Blick in ihr sprechendes Auge geworfen, das so liebreich und vertrauensvoll zu ihm emporschaute, erfaßte ihn eine weiche Rührung, er schloß sie fast heftig in die Arme und sagte:

„Du hast es schon von meinem Freunde gehört, Daß du mit Gott gehst, und etwas Besseres kann ich

Dir auch nicht mit auf den Weg geben. So geh denn und thue, was Du nicht lassen kannst, Du hast es also gewollt und ich habe mich darin gefügt."

Esther nickte Beiden noch einmal zu und dann verließ sie das Zimmer, um draußen auf dem Hausgange Frau Mausgrau zu finden, die ihr noch einmal den trockensten Weg auszusuchen anrieth. Dann trat sie in den Garten und schritt flüchtig hindurch. Ihr Vater aber stand am geöffneten Fenster und sah ihr nach, während der Doctor in seinen Papieren kramte, dabei jedoch wohl bemerkte, wie ernst und besorgt Moses Joël seiner Tochter nachblickte. Sobald sie aber aus der Heckenpforte des Gartens getreten und im nahen Walde verschwunden war, wandte dieser sich um und sagte zu seinem Freunde:

„Weg ist sie und sie tritt ihren Gang mit einem Muthe an, wie ihn nur selten ein Krieger haben mag, der in die heißeste Schlacht zieht. Nun, helf Gott! Meinen Segen habe ich ihr im Stillen mitgegeben und wir werden ja bald erfahren, was sie zu Stande bringt."

„Was ihren Muth betrifft," erwiderte der Doctor, „so habe ich den nie bezweifelt und heute verdoppelt ihn ihre Liebe. Das ist nur zu natürlich, alter Freund. Ein liebendes Herz würde den Himmel angreifen, wenn

es nöthig und er von irgend einer Stelle aus angreifbar wäre, und es gilt ja auch ihr ganzes Lebensglück.“

„Ja, das gilt es, Sie haben Recht,“ versetzte Joël, ernst vor sich niederblickend. „Ach, aber wo bleibt das meine, liebster Freund, wenn ich sie verliere?“

„Joël!“ rief der Doctor mit ernster Miene, „seien Sie vernünftig und werden Sie nicht noch auf Ihre alten Tage ein Egoist. Wenn Ihre Tochter glücklich wird, sind Sie es dann nicht auch? Haben Sie nicht darum allein so väterlich für sie gesorgt? Und denken Sie doch, Reinhard Saaltrup ist ein Mann, dem man eine solche Blume wohl gönnen kann, er wird sie warm und weich an seinem Herzen halten und Sie werden künftig so oft bei ihr und sie bei Ihnen sein, daß Sie sie gar nicht für verloren erachten können.“

Joël senkte nachsinnend den Kopf; nach einigen Augenblicken aber erhob er ihn wieder und versetzte: „Sie haben eigentlich Recht und doch ist es eine schwere Aufgabe, solch ein Kind aus der Hand zu geben und in die Obhut eines Anderen zu legen. Das habe ich früher nie bedacht und darum auch nie so gefühlt wie jetzt. Verdenken Sie mir daher den peinvollen Zustand meines Herzens nicht. Sie haben kein

Kind und wissen also nicht, wie man an einer solchen Creatur hängt."

„O ja," sagte der Doctor mit hell aufblitzenden Augen, „das weiß ich wohl und wenn ich es nicht wüßte, so könnte ich mir es leicht vorstellen. Uebrigens habe auch ich Kinder und sogar vier, denn Esther wie Reinhard, Nella wie Armin, sie alle sind meine Kinder und ich habe sie gleich herzlich lieb. Aber indem ich ihr Glück begründe, wenn ich sie auch nicht jeden Augenblick um mich habe, schaffe und befestige ich mir mein eigenes, und das ist ein Trost, alter Freund, den nicht alle Menschen haben. Also verbannen Sie Ihre Sie beängstigenden Gefühle, blicken Sie heiter in die Zukunft und Sie werden bald erkennen, daß auch für uns alte Leute Freude und Genuß am Leben in Fülle aufgespart ist."

Joël reichte ihm die Hand, die Worte des alten Freundes hatten ihre Wirkung gethan und seine wehmüthig blickenden Augen schauten allmälig heiterer auf. So begaben sich denn Beide, da gerade die Sonne schien, ein Stündchen in den Garten, um Isaak mit den Pferden abzuwarten, der auch nicht gar zu lange mehr ausblieb und von seinem Herrn einen ernsten Verweis erhielt, daß er selbständig gehandelt und ihm nicht erst seine Absicht, nach dem Dorfe zu

gehen, zu erkennen gegeben habe. Isaak, der nur selten solche Worte von ihm hörte, stand wie ein gedemüthigter alter Sünder vor ihm, gelobte Besserung und wandte sich dann zum Stall, wo ihn indessen eine herbere Strafpredigt empfing, denn Frau Mausgrau hatte schon lange auf seine Rückkehr gewartet, um ihren ganzen Groll über das Kladderadatschgesicht zu ergießen und ihm zu drohen, daß er die längste Zeit im Dienste ihres Herrn gewesen sei, wenn er sich noch einmal erdreiste, nach seinem dummen Kopfe zu handeln, wie heute.

„Oho!" erwiderte Isaak, „haben Sie denn darüber zu bestimmen, ob der Herr mich behalten will?"

„Ja," sagte Frau Mausgrau mit ingrimmiger Handbewegung und drohend blitzenden Augen, „ich allein, und wenn Du heute Morgen gesehen hättest, was für ein Gesicht er machte, als ich ihm sagte, Du seiest mit den Pferden fort, dann würdest Du Dein unseliges Ende hier auf Blanksruh schon — in den Sternen gelesen haben."

„In den Sternen!" spöttelte Isaak, indem er sich von der ihn verlassenden Frau zu seinen Pferden wandte und ihnen die Geschirre zum Anspannen auflegte. „Na ja, nun fängt die auch schon von den Sternen zu faseln an und was weiß sie davon! Sie thut

gerade, als ob sie bei unserm klugen Herrn in die Schule gegangen wäre und doch war es nur der Dorfküster, der ihr das Abc beigebracht. Haha! So ein altes Weib mit dem Drachengesicht, das will mir einen Nasenstüber geben und denkt, ich werde dabei stillhalten! Na ja, das wollen wir doch erst sehen! Ich weiß auch, daß es Sonne, Mond und Sterne am Himmel giebt, aber hier in Blanksruh wohnt der Teufel und die stockfinsterste Nacht in ihrer Gestalt und das werde ich ihr bei nächster Gelegenheit zu Gemüthe führen. Bah! — Und nun kehr' Dich um, alter Fuchs!" wandte er sich zu dem Pony, den er heute vor'm Lahmwerden bewahrt, und drehte ihn nach der anderen Seite, um ihm sein Gebiß und die Zügel anzulegen. —

Unterdessen war Esther langsam und ruhig schon tief in den Wald hinein geschritten und das Wetter begünstigte von Anfang bis zu Ende ihre einsame Wanderung. Die Sonne schien über ihr hell und klar, obgleich es in der Senne, wohin alle Wolken zogen, zu regnen schien. Nur an einigen zumeist beschatteten und tiefliegenden Stellen der Fahrstraße war der Weg naß und hie und da sogar mit breiten Pfützen und Lachen bedeckt, auf dem Fußpfad zwischen

den Bäumen dagegen, den sie verfolgte, war es kaum noch feucht, da der Wind, der fühlbar durch die Waldung strich, ihn schon seit einigen Stunden getrocknet hatte. Außer dem Winde, der in zeitweiligen Stößen hörbar durch die Wipfel rauschte, war Alles still um sie her. Nur die Vögel sangen mitunter, gleichsam ihre Seele ermuthigend, wenn sie momentan zagen wollte, ein vielstimmiges sanftes Lied; Spechte hämmerten laut wie immer hoch an den alten Stämmen und dann und wann sprang ein Eichkätzchen hurtig vor ihr her über den Weg, um gleich darauf wieder hinter dem Blätterteppich zu verschwinden. Doch von allem Diesem hörte und sah das junge Mädchen nur wenig, ihr Inneres war zu lebhaft auf das vor ihr Liegende gerichtet, denn sie ward sich bei jedem Schritt, der sie dem Spiegelhofe näher brachte, mehr bewußt, wie bedeutungsvoll ihr heutiges Unternehmen sei und wie sehr ihr ganzes ferneres Lebensglück von dem Gelingen ihres Vorhabens abhänge.

Sie hatte etwa eben die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, als sie plötzlich stehen blieb und lauschte, wobei ihr Herz in mächtigen Pulsen zu klopfen begann. Es war ihr, als hätte sie von ferne auf dem trockener und härter gewordenen Fahrwege ein Pferd herantraben gehört, und ihre innere Stimme, die auch jetzt zu ihr

sprach, verrieth ihr, wer auf dem Pferde saß und so hastig nach dem einsamen Blanksruh strebte. Sie hatte sich darin auch nicht getäuscht, denn nach zwei Minuten wurde der Reiter sichtbar und sie erkannte ihn auf der Stelle, obgleich er noch ziemlich fern von ihr war. Ja, es war Reinhard Saaltrup selber, den die Sehnsucht, sie heute schon wieder zu sehen und zu sprechen, auf flüchtigem Roß nach Blanksruh trieb, denn nun, da seine Schwester ihr Ziel erreicht, wollte er kühn auch das seine erreichen und so hatte es ihn an diesem Morgen nicht länger im Hause geduldet, wo Thusnelda's glückselige Miene ihn jeden Augenblick mahnte, auch sein Glück zu versuchen und sich den Preis und das Kleinod seines Lebens zu erringen.

Auch er, das scharfe Auge immer weit voraus in die Ferne richtend, hatte sie bald bemerkt und erkannt, denn der Fußpfad lief gerade an dieser Stelle dicht neben dem Fahrwege zwischen lichter stehenden Bäumen hin. Schon von Weitem sah sie sein Auge ihr strahlend entgegenleuchten und als er sie erreicht, parirte er seinen gelenken Schimmel, sprang aus dem Sattel und stand einen Augenblick darauf an ihrer Seite.

„Esther!“ rief er mit eben so verwunderter wie erfreuter Miene, „welcher glückliche Zufall fügt es, daß ich Sie hier treffe! Wo wollen Sie so früh und

bei so zweifelhaftem Wetter zu Fuß hin? Etwa zu Thusnelda?“

„Nein, Herr Saaltrup,“ erwiderte sie, auf der Stelle gefaßt und nur ihr Vorhaben fest im Auge behaltend, „heute will ich nicht zu ihr, obgleich es mich nachher freuen wird, sie zu sehen, ich will vielmehr — zu Ihrem Vater.“

„Zu meinem Vater?“ fragte er, verwunderungsvoll in ihr Auge schauend, das aber bald verlegen zur Erde blickte, da er noch immer ihre Hand festhielt, die sie ihm gereicht, als er ihr bei der Begrüßung die seine entgegengestreckt. „Ist etwa wiederum etwas Neues vorgefallen?“

„Nein, nichts Neues, aber ich habe mit Ihrem Vater zu sprechen und ich bitte Sie, mich darin nicht zu stören.“

„So,“ sagte der treuherzige Mensch und ließ ihre Hand los, „also meinen Vater wollen Sie sprechen? Nun, ich bescheide mich und will Sie nicht lange aufhalten, wenn Ihr Gang nothwendig ist; auch will ich keine neugierige Frage thun, aber — haben Sie nicht wenigstens zwei Minuten für mich übrig, theure Esther?“

Sie sah ihn bei der letzten Benennung etwas befangen, aber doch liebevoll fragend an, indem sie es

litt, daß er abermals ihre Hand ergriff und längere Zeit festhielt. „Ja,“ sagte sie endlich, das Auge niederschlagend, da sie nur zu deutlich in dem seinen las, was in seinem lebhaft bewegten Innern vorging, „zwei Minuten habe ich Zeit, aber viel länger auch nicht.“

„O, das macht mich glücklich,“ fuhr er eifrig sprechend fort und ihre Hand mit festem Druck umspannend. „Wissen Sie, es ist eigentlich das erste Mal, daß wir uns im stillen Walde allein begegnen und ein vertrauliches Wort austauschen können, und doch habe ich schon unzählige Mal ein sehnliches Verlangen danach gehabt. Aber Sie selbst haben mich scheu und zurückhaltend gemacht, denn jedesmal, wenn eine Gelegenheit sich bot, mit Ihnen zu sprechen, sind Sie mir ausgewichen und ich habe das Wort, das ich schon auf den Lippen trug, in mein Herz zurückdrängen müssen. Lag ein solches Verfahren in Ihrer Absicht, Esther? O, ich bitte Sie dringend, sprechen Sie jetzt, ich kann es nicht länger ertragen, daß zwischen uns eine Scheidewand steht, die ich, so hoch sie sein mag, kühn überspringen muß, denn es darf ferner nichts, gar nichts mehr zwischen uns stehen.“

Sie sah ihn bei diesen Worten, die ihr eine volle Aufklärung über seine Gefühle boten, fest an, als wolle

sie ihn prüfen, ob er damit die Wahrheit gesprochen und wirklich so kühn sei, die letzte hohe Schranke zwischen ihnen zu überspringen. Dann aber sagte sie mit einem bestimmten Ton und alle ihre Kraft dabei zusammennehmend: „Ja, ich läugne es nicht, es lag in meiner Absicht."

„Auch heute?" fuhr er mit brennenderem Blick zu fragen fort, so daß sie ihn nicht ertragen konnte und die Augen wieder zu Boden senkte.

„Heute?" fragte sie leise und die wenigen Worte gleichsam aus der Tiefe ihrer Brust hervorholend. „Nein, heute habe ich diese Absicht nicht."

„Das ist mir lieb," fuhr er dankbar lächelnd fort. „Was hat Sie denn davon abgebracht?"

„Ein wichtiger Umstand, Herr Saaltrup. Ein Stein des Anstoßes, der mich bisher fern von Ihnen hielt, ist aus dem Wege geräumt, und wenn es mir mit dem zweiten heute eben so glückt, werden Sie mich nie wieder Ihnen aus dem Wege gehen sehen."

„O," sagte er freudig aufblickend, „das klingt wie Musik in mein Ohr und ich sehne mich unaussprechlich nach der Minute, wo Ihr Wort eine Wahrheit wird. — Nun aber, Esther, liebe Esther, sprechen Sie ehrlich mit mir," bat er mit flehender Stimme und hielt dabei noch immer ihre Hand fest, „so ehrlich

wie ich spreche. Was war das für ein erster Stein des Anstoßes, der so glücklich aus dem Wege geräumt?"

Esther schüttelte sanft den Kopf und wußte nicht, daß sie wie eine Purpurrose dabei erröthete. „Das kann ich Ihnen noch nicht sagen," flüsterte sie endlich so leise, daß er sie kaum verstehen konnte. „Erst muß auch der zweite Stein fort und dann will ich gern offen und ehrlich mit Ihnen reden, wie mir — um's Herz ist."

„Um's Herz? So. Ach, lassen Sie den Stein lieber ganz bei Seite und reden Sie mir zu Liebe von einem weicheren Material, eben von unseren Herzen!" sagte er, seinen ganzen Muth zusammenraffend. „Also liebe, liebe Esther, so will ich denn selbst damit beginnen und Sie fragen, um Sie auf den rechten Weg zu bringen: hat Ihnen meine Schwester nicht gesagt, was in meinem Herzen vorgeht, wenn Sie selbst es noch nicht in meinen Augen gelesen haben?"

Sie vermochte kein Wort darauf zu erwidern und wendete den Kopf ab, während sie unwillkürlich dabei nickte.

„O, so reden Sie doch — verstehe ich die Bewegung Ihres Kopfes recht?"

„Ja," hauchte sie mit großer Selbstüberwindung, „Sie verstehen sie recht."

„O mein Gott, das freut mich. Hat mir denn aber Thusnelda auch die Wahrheit gesagt, als sie mir vertraute, daß auch ich auf die Zuneigung Ihres Herzens rechnen könne?“

Sie sah ihn glückselig lächelnd an und nickte ihm eine verständlichere Bejahung zu.

„O mein Gott!“ rief er wieder in auflodernden Freudenrausch, „dann ist ja Alles gut und so, wie es sein muß, dann brauche ich keine Sorge, keine schlaflose Nacht mehr zu haben, wie ich sie fast immer hatte, seitdem ich Sie zum ersten Mal gesehen.“

„Nein,“ sagte sie, nun ehrlich sprechend und schon den fortgesetzten Druck seiner Hand leise erwidernd, „darum brauchen Sie keine Sorge, keine schlaflose Nacht mehr zu haben. Wenigstens um mich nicht, da Sie ja doch einmal wissen, wie es — in mir aussieht. Aber nun lassen Sie mich gehen, ich habe, ehe wir ein weiteres vertrauliches Wort reden, zuerst mit Ihrem Vater zu sprechen.“

„Mit meinem Vater?“ fragte er von Neuem verwundert. „Also durchaus — muß das sein?“

„Ja, es muß sein und nichts auf der Welt, selbst Sie nicht, darf mich davon zurückhalten.“

„Ich muß doch noch eine Frage thun,“ fuhr er

nach kurzem Besinnen mit seiner alten Energie fort. „Was haben Sie mit meinem Vater zu sprechen?"

Esther besann sich eine Weile, dann sagte sie mi ruhiger Bestimmtheit: „Ich will seine Gesinnung über mich erforschen und — danach handeln. Das ist meine nächste Pflicht."

„So," sagte er nachdenklich und ihre Hand von Neuem drückend. „Aber, liebe Esther, darf ich denn vielleicht, da Sie eine so schwere Pflicht vor sich haben und alle Ihre Pflichten so treulich erfüllen, von denen ich auch diese letzte zu begreifen anfange, ebenfalls einen solchen Schritt unternehmen und — zu Ihrem Vater gehen, um seine Gesinnung über mich auszuforschen und danach zu handeln?"

„Ja," sagte sie, jetzt offener als vorher sprechend, „thun Sie, wie Sie eben sagen. Wie ich jetzt zu Ihrem Vater gehe, um mit ihm — über Sie zu sprechen, so gehen Sie zu meinem Vater, um — über mich zu sprechen. Sie sind ja schon auf dem Wege dahin und treffen ihn zu Hause. Mit ihm werden Sie also eigentlich Dasselbe und zu derselben Zeit thun, was ich mit dem Ihren thun will, obgleich meine Aufgabe schwerer werden wird, als die Ihrige."

„Was heißt das?" fragte er lächelnd. „Wie kann Ihre Aufgabe schwerer sein als die meine?

„Warten Sie es ab," flüsterte sie, glückselig lächelnd, „und fragen Sie ihn nur. Mein Vater ist nicht so verschwiegen, wie ich es jetzt sein muß; er wird Ihnen schon sagen, was ich unternehme, und Sie werden daraus erfahren, warum meine Aufgabe viel schwerer als die Ihre ist. Und wenn er selbst es Ihnen etwa nicht gleich sagen sollte, was ich kaum erwarte, so wird es gewiß der Doctor thun."

„Ah, jetzt begreife ich vollkommen!" rief Reinhard tief aufathmend und sein Glück immer näher kommen sehend. „Und jetzt glaube ich auch zu wissen, welches der erste Stein war, den Sie aus dem Wege geräumt. O, so wollen wir denn Beide in entgegengesetzter Richtung doch nach einem und demselben Ziele streben, nicht wahr — ist es das, was Sie meinen?"

Sie nickte und sagte laut und fest: „Ja!"

Er hätte sie im überströmenden Glücksgefühl beinahe in die Arme geschlossen, aber er wagte es noch nicht, nur drückte er ihr fester die Hand und fühlte mit innigem Entzücken auch den eben so festen Druck der ihren.

Gleich darauf hatte er sie losgelassen und war zu seinem Pferde gegangen, das ruhig die Grashalme am Wege abnagte. Noch einen Wink mit der Hand, noch einen herzlichen Blick zu ihr hin und er saß im Sattel

und flog mit Windeseile davon. Esther war froh, als sie ihn wie einen Pfeil zwischen den Bäumen verschwinden sah, denn ihr so mächtig zurückgehaltenes Gefühl erstickte sie fast und sie wußte selbst, daß sie ihm mit jedem Blick verrathen, was in ihrem Innern kochte und gährte und ihren Busen in immer höheren Wellen sich bewegen ließ.

Daß Esther nach diesem so glücklich verlaufenen Zusammentreffen mit Reinhard ihren Gang nach dem Spiegelhof mit viel leichterem Herzen und gehobenerem Muthe als vorher fortsetzte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Sie hatte ihn ja wiedergesehen und endlich einmal allein mit ihm gesprochen, ihn, um den sich seit einigen Wochen alle ihre Gedanken drängten, und aus seinem Munde gehört und in seinen Augen gelesen, daß er sie liebte, wie nur ein Mann ein Weib lieben kann. Und nachdem sie diese ihr so kostbare Entdeckung gemacht, was wollte sie für den Augenblick mehr? Ja, ein siegreiches Hochgefühl erfüllte ihre Brust, ihre Seele war wieder frei und leicht geworden, und doch — so rasch wechseln die Stimmungen im beweglichen Menschenherzen — wurde sie allmälig wieder beklommen und ihre Angst erwachte und steigerte

sich von Neuem, wenn sie an das strenge Angesicht des Meyers dachte, vor das sie nun bald hintreten und vor dessen sie durchdringendem Auge sie eine Frage oder gar eine Bitte aussprechen sollte, von der das ganze Glück ihres Lebens abhing.

Während sie nun, so ganz und gar in ihre Gedanken hierüber vertieft, weiterschritt und dabei dem Spiegelhof immer näher und näher kam, hatte sie auf ihre Umgebung wenig Acht gehabt und weder, wie sonst, die schönen Bäume um sich her, noch den Himmel über sich betrachtet. Die Augen nur auf den Boden gerichtet, war sie langsamer als vorher dahingeschritten, aber als sie sie nun einmal zufällig erhob, vor und über sich blickte, blieb sie mit einem Mal staunend und wie an den Boden gewurzelt stehen. Ein wunderbar schöner und vollkommen ausgebildeter Regenbogen wölbte sich unmittelbar vor und über ihr, und als sie sich umdrehte, um nach beiden Richtungen zu sehen, wo er begann und aufhörte, fand sie, daß einer seiner buntstrahlenden Schenkel auf dem hohen Spiegelberge fußte, gerade da, wo die Warte des Doctors stand, dann in einem ungeheuren Bogen sich über die Wälder und das ganze Land spannte und mit seinem anderen Schenkel sich endlich in weiter Ferne über der in blauem Duft verschwimmenden Senne verlor. So

schritt sie, nachdem sie das prachtvolle Bild lange angeschaut und endlich mit klopfendem Herzen wieder weiter ging, wie durch ein goldenes, für sie allein gebautes Thor in den Hof hinein und wandte sich sogleich zum Eingang der Tenne, da sie hier zuerst erforschen wollte, ob der Meyer zu Hause sei, wonach sie Reinhard zu fragen vergessen hatte.

Aber da vernahm sie gleich nach ihrem Eintritt zu ihrer Betrübniß, daß der Hausherr so eben nach der entgegengesetzten Seite in den Wald gegangen sei; Adam Riese, der ihr diese Mittheilung machte, meinte jedoch, er werde nicht lange ausbleiben, da er sich in einer halben Stunde seine Pferd bestellt habe, um, wie er gesagt, nach Blanksruh zu reiten.

Als Esther dies hörte, frohlockte sie innerlich wieder und trat getrost in die Tenne ein, um sich vor der Hand zu Thusnelda zu begeben und der ihr neustes Unternehmen anzuvertrauen, auch ihr zu sagen, daß sie Reinhard eben im Walde gesprochen und aus seinem eigenen Munde gehört, was sie zu hören schon so lange und sehnlich gewünscht hatte.

Allein sie sollte heute Morgen, wenigstens bevor sie den Meyer gesprochen, nicht bis zu Thusnelda gelangen, denn ein unvorhergesehenes kleines Ereigniß

trat störend dazwischen und hielt sie mitten in ihrem Gange auf.

Als sie nämlich Adam Riese verlassen, wollte sie langsam durch die lange Tenne schreiten, aber da zogen die schönen Kühe mit ihren laut rasselnden Ketten und ihren melodisch klingenden Glocken ihre Aufmerksamkeit auf sich. So blieb sie einen Augenblick stehen und schaute sie an, wie sie, immer käuend und wiederkäuend, hinter ihren Raufen standen und sie, wie jeden Eintretenden, mit verwunderten Augen durch die weit offenen Fugen der Ständer anglotzten. Als sie durch diese hindurchblickte, nahm sie mit einem Mal mitten zwischen den wohlgenährten Kühen ein Schauspiel wahr, das sie schon immer angezogen, und sie verweilte einige Minuten, um es genauer zu betrachten.

Bei der schönen Holsteiner Kuh, der weiß und braun gefleckten Lise, die, wie ihr am ersten Tage ihres Besuches der Meyer gesagt, am reichlichsten Milch gab, saß eine junge Bäuerin, hübsch, schmuck gekleidet und die klaren blauen Augen achtsam auf ihre Arbeit gerichtet haltend. O, so, gerade so, sagte sich Esther, mußte einst des Meyers Magd ausgesehen haben, die durch eine Fügung des Himmels Reinhard's und Thusnelda's Mutter geworden war, und auf der Stelle war sie von dem Anblick gefesselt und schaute

dem Thun der jungen Magd zu, die eben beim Melken begriffen war. Nachdem sie aber eine Weile genau zugesehen und mit ihren scharfen Augen sich jeden Handgriff gemerkt hatte, ging sie um die Raufe herum und trat zu der Magd hin, die sie schon kannte und der sie nun freundlich zunickte.

„Guten Morgen, Line!“ sagte sie zu ihr. „Ich sehe, Sie sind bei guter Arbeit und sie geht Ihnen flink von der Hand. Ist das, was Sie da thun, schwer?“

Die Magd hielt mit ihrer Arbeit inne und schaute mit freundlicher Miene zu der jungen Dame auf, die alle Bewohner des Hofes gern bei sich sahen. „O ne,“ sagte sie, mit beiden kirschrothen Backen lachend, „wenn man es einmal erst kann und weiß, wie es gemacht wird, ist es ganz leicht. — Wollen Sie es vielleicht einmal selbst versuchen?“

Esther, von einem seltsamen inneren Antriebe gestachelt, nickte bejahend und gleich darauf nahm sie, ihre Kleider zusammenraffend, auf dem niedrigen Schemel, den die Magd verließ, Platz und begann, nachdem diese ihr noch einmal die ersten Handgriffe gezeigt und gesagt, daß sie nur dreist und fest zufassen solle, mit ihren feinen weißen Händen die ungewohnte

Arbeit. Anfangs wollte es ihr nicht so recht glücken, allmälig aber, als sie dreister ward, ging es schon besser und leichter, und endlich so regelrecht und ergiebig von Statten, daß die aufmerksam zuschauende Magd sie zu loben begann.

In diesem Augenblick ließ sich vom Eingang der Tenne her ein wuchtiger Tritt vernehmen, den nur Esther überhörte, da sie vollauf und eifrig mit ihrer neuen Arbeit beschäftigt war, die ihr, nach dem Ausdruck ihres Gesichts zu schließen, ein gewisses Vergnügen gewähren mußte. Es war der Meyer selber, der eben aus dem Hofe hereingetreten war und sich nach seinem Zimmer begeben wollte. Durch einige Worte und ein kicherndes Lachen der Magd aber aufmerksam gemacht, blieb er jenseits der Raufe stehen und sah durch die Spalten derselben Esther zu, wie diese vorher der Magd zugesehen. Von dem jungen Mädchen unbemerkt, wohnte er dem ihm neuen Schauspiel einige Minuten bei und allmälig klärte sich sein braunes ernstes Gesicht auf und ein zufriedenes Lächeln flog wie ein leuchtender Sonnenblick darüber hin. Endlich aber konnte er sich nicht mehr schweigend verhalten und so rief er mit seiner tiefen und laut schallenden Stimme, indem er sein Gesicht dicht an eine der Spalten brachte:

„Bravo! Das machen Sie gut und es steht Ihnen ganz allerliebst. Wo haben Sie das gelernt?“

Esther, von dem Ton dieser Stimme, die sie auf der Stelle erkannt, noch ehe sie das Gesicht des Redenden wahrgenommen, so unerwartet in ihrer Arbeit unterbrochen, erschrak sichtlich, und mit seltsamer Hast sprang sie von ihrem niedrigen Sitze auf, um die Kuh wieder der Magd zu überlassen. Gleich darauf aber, ihrer Lage sich bewußt werdend, hatte sie sich gefaßt und trat nun um die Raufe herum in die Tenne hinein, von der aus ihr der Meyer schon entgegen kam.

Während das junge Mädchen aber nun, so vollständig überrascht, ihr vor Verlegenheit erröthetes Gesicht etwas niederbeugte und sich an einem an der Raufe hängenden Tuche die Hände abtrocknete, ruhte des Meyers Auge mit leuchtendem Blick auf ihr, und sobald sie mit ihrem Thun fertig war, streckte er ihr schweigend, aber unendlich freundlich lächelnd die Hand hin.

„Guten Morgen, lieber Herr Meyer!“ sagte sie nun, seine Hand ergreifend, die die ihre sogleich mit festem herzlichen Druck umschloß, und dabei erröthete sie noch mehr, denn es war ihr im Augenblick nicht angenehm, daß er ihrem ersten wirthschaftlichen Versuche der Art beigewohnt, da derselbe nach ihrer Meinung

gar nicht mit ihrem heutigen ernsten Vorhaben übereinstimmte. „Ich will Ihnen Ihre Frage beantworten, aber nicht hier. — Gestatten Sie mir, es in Ihrem Zimmer zu thun, das wird mir viel lieber sein," fügte sie mit einem bittenden Aufblick ihres dunklen Auges hinzu.

Der Meyer sah sie etwas betroffen an und überflog immer noch mit wohlwollendem Lächeln ihre zierliche Gestalt und ihr reizendes, sonst oft so schelmisch und freimüthig, jetzt aber seltsam beklommen blickendes Gesicht. „In meinem Zimmer wollen Sie mir die Frage beantworten?" fragte er mit einer Stimme, aus der eine stille Verwunderung klang. „Wollen wir nicht lieber gleich zu Nella gehen? Da sieht es doch etwas manierlicher aus und man sitzt behaglicher bei ihr."

„Nein, Herr Meyer," lautete ihre bedachtsam gesprochene Antwort, „in Ihrem Zimmer bin ich heute lieber; erst nachher, wenn ich mit Ihnen gesprochen, werde ich zu Thusnelda gehen."

„Gut, gut," erwiderte er, „so kommen Sie. — Aber was machen die beiden alten Herren?" fragte er, während sie langsam durch die Tenne schritten. „Ich wollte sie so eben besuchen und habe mir schon mein Pferd satteln lassen."

„Da werden Sie ihnen wohl unterwegs begegnen," erwiderte Esther, ruhig vor sich niederblickend, „denn sie hatten sich vorgenommen, zu Wagen hierherzukommen und mich wieder abzuholen."

„Ah, das ist etwas Anderes," versetzte freundlich der Meyer, „und dann bleibe ich natürlich hier. Das ist mir eben so angenehm. — Reinhard ist auch nach Blanksruh geritten, um Ihnen und den Herren seinen Besuch zu machen, und so hat er wenigstens Sie am Ende verfehlt?"

Esther schwieg einen Augenblick, ihr Herz klopfte zu ungestüm, denn sie glaubte aus seiner letzten Frage fast einen lauerhaft gesprochenen Scherz herausklingen zu hören; aber rasch faßte sie sich und sagte leise, während sie eben die Stufen zu seinem Zimmer erstieg, dessen Thür er für sie offen hielt: „Ich weiß es schon und habe ihn nicht verfehlt, da ich ihm auf dem Wege begegnet bin. Allein er ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Ritt fortzusetzen, denn er wollte, wie er sagte — den beiden Herren einen guten Morgen bieten."

Sie waren im Zimmer angekommen und hier nickte der Meyer Esther vertraulich zu, faßte sie bei der Hand und führte sie nach dem Sopha hin. „Nehmen Sie Platz," sagte er und setzte sich schon selbst darauf;

„es ist zwar etwas hart, aber Sie haben es ja nicht besser gewollt.“

„Nein,“ erwiderte Esther, indem sie den ihr an seiner Seite angewiesenen Platz mit entschiedener Miene ablehnte, „lassen Sie mich lieber stehen, so kann ich besser reden und Ihnen auch in die Augen sehen und darin lesen, was in Ihrem Herzen vorgeht.“

„So, so,“ sagte der Meyer, etwas verwundert, da er nun wohl merkte, daß er etwas Ernstes zu hören bekommen werde. „Nun, dann bleiben Sie stehen und thun Sie überhaupt, was Sie wollen. Aber zuerst möchte ich denn doch die Beantwortung meiner in der Tenne ausgesprochenen Frage vernehmen.“

„Sie soll sogleich erfolgen, Herr Meyer, und Sie haben mir damit vielleicht wider Willen die Bahn eröffnet, die ich bei Ihnen zu verfolgen gekommen bin. Also,“ und sie richtete ihr dunkles Auge dabei fest auf ihn, als wolle sie wirklich schon jetzt damit in seine Seele dringen, „also Sie fragten mich, wo ich gelernt, was ich so eben in der Tenne versucht? O Herr Meyer, ich habe es niemals und nirgends gelernt und es heute zum ersten Mal gethan, aber man kann, wenn man ernstlich will, in der Welt rasch Alles lernen, und ich wollte es.“

„Ihnen glaube ich das,“ versetzte er lächelnd. „Sie

lernen Alles leicht, hat mir der Doctor gesagt, und können auch beinahe Alles."

„O nein, nicht Alles, Herr Meyer, aber Manches, und der Herr Doctor hat mich in seiner Liebe zu mir bei Ihnen vielleicht zu vortheilhaft geschildert, und das wäre mir nicht lieb, da Sie ja dann keinen richtigen Begriff von mir bekommen haben und mich höher schätzen als ich es verdiene. Indessen habe ich den Trieb, recht viel zu lernen, und ich hoffe auch, daß es mir mit der Zeit gelingen wird. Wenn ich zum Beispiel einen Haushalt hätte, wie Sie ihn haben, so würde ich nicht eher ruhen und rasten, als bis ich darin so gut und genau Bescheid wüßte, wie Sie, und Alles auch eben so geschickt angreifen könnte, wie Sie und Ihre Leute es thun."

Des Meyers Gesicht verzog sich wieder unwillkürlich zu einem stillen Lächeln und er blickte mit steigendem Wohlgefallen auf das schöne Mädchen hin, dessen erregtes Gesicht ihm verrieth, wie ihr Geist und Herz zugleich ganz und gar bei der Sache war, die sie eben so einfach und natürlich aussprach. Und wie sie ihm immer gefallen hatte vom ersten Augenblick an, da er sie gesehen, so sagte er sich jetzt im Stillen, daß sie ihm mit jedem Moment besser gefiele, wo er in ihr offenes Auge schaute und ihre klare Stimme hörte,

die die Macht zu besitzen schien, in jedes Menschen Herz zu dringen, mochte es auch noch so hart und versteinert sein. Indessen mußte er doch auf ihre Rede antworten und so sagte er nach kurzem Besinnen:

„O ja, an Ihrem guten Willen zweifle ich dabei keineswegs, aber es ist das nicht so leicht, wie Sie sich denken. Ein Haushalt, wie ich ihn habe, ist schwer zu überblicken, noch schwerer zu handhaben, und man braucht Zeit und einen endlos guten Willen, um zu lernen, was dazu gehört, ihn auf verständige Weise zu leiten. Ueberdies ist die Handhabung eines solchen Haushalts auch keine Arbeit für eine Städterin, wie Sie es sind.“

„O, ich habe Zeit, lieber Herr Meyer,“ erwiderte Esther, immer wärmer und lebhafter werdend, da sie den Meyer in so guter Stimmung bleiben sah. „Ja, ich habe viel Zeit, auch einen endlos guten Willen und bin jung und stark, um selbst das Schwerste zu fassen und zu vollführen. Außerdem aber bin ich keine Städterin, wenigstens nicht, was Sie vielleicht darunter verstehen. Ich bin nicht an den Tand und die Nichtigkeit des Menschenlebens gewöhnt, sondern zu einem ernsten und gediegenen Lebenswandel erzogen. Denn, Herr Meyer,“ und hier erhob sich ihre Stimme und ihre Augen flammten kühn auf, „ich bin das

Kind — eines Juden, also eine Jüdin, und die begnügt sich mit dem nothwendigsten Genuß; sie ist sparsam und haushälterisch, denn im Hause, so lehrte mich mein Vater, liegt die Heimath des Weibes, da allein brennt ihr heiliges Feuer, an dem sie beten, wachen und arbeiten soll. Und arbeiten will und muß ich, um selbst mit mir zufrieden zu sein, dazu bin ich berufen und erzogen, eben so wie zum Gehorsam, und ich werde stets und unbedingt die Gebote meines Herrn erfüllen, mag er einst sein, wer er will."

Der Meyer war während dieser mit tiefem Gefühl vorgebrachten Rede weich geworden, sie hatte den rechten Fleck in seinem Herzen getroffen. So schaute er mit mildem Lächeln auf sie hin und in seinem Auge spiegelte sich ein herzliches Wohlwollen für sie ab, das mit jeder Minute zu wachsen schien. Auch bewies er das sogleich dadurch, daß er nach ihrer Hand griff und sie in der seinen behielt, so daß sie nahe an ihn herantreten mußte, um ihn nicht aus seiner bequemen Lage zu stören. Als sie nun aber so ganz dicht vor ihm stand und er, sich etwas vorbeugend, den warmen Athem ihrer lebhaft wogenden Brust fühlte, sagte er, von einer plötzlich ihn überkommenden Rührung übermannt und dabei sie unbewußt mit

dem vertraulichen Du anredend, was wie ein süßer Glockenton tief in ihr Herz drang:

„Mein Kind, Du sprichst da seltsame Dinge vor mir aus, die ich eigentlich nicht von Dir zu hören erwartet habe und deren Zusammenhang mit mir ich noch nicht völlig durchschauen kann. So sage mir denn, führt Dich etwa heute, da Du zu mir und nicht zu Nella gehen wolltest, eine besondere Absicht hierher?"

„Ja, Herr Meyer, Sie haben Recht, ich wollte heute nicht blos Thusnelda besuchen, sondern mich führte eine große und bedeutungsvolle Absicht hierher und zwar unmittelbar zu Ihnen."

„Welche?" fragte er mit wunderbarer Sanftmuth und indem er sie wieder um einen Zoll näher an sich zog, als wolle er sie volles Vertrauen zu ihm gewinnen lassen. „Sprich dreist zu mir, Du kannst mir Alles sagen, denn ich glaube, wir verstehen einander."

Esther faßte sich ein Herz, sah ihn mit schmelzenden Augen an, in deren Hintergrunde eine unwillkürliche Thräne schimmerte, die vielleicht von ihrer großen inneren Bewegung herrührte, und sagte: „Nun denn, Herr Meyer, da wir uns verstehen, so brauche ich nicht länger ein Geheimniß vor Ihnen zu haben, das mir wie ein Fels auf der Brust liegt, und so

sage ich Ihnen: ich kam hierher, um wo möglich — Ihr ganzes Herz zu gewinnen, von dem ich — ich fühle und weiß es — bisher schon einen Theil besaß."

In des Meyers Brust mußte etwas ganz Besonderes vorgehen, denn sein Gesicht nahm plötzlich einen Ausdruck an, den Esther nie darauf wahrgenommen, so tief forschend und doch auch so liebevoll ermunternd war er. „Da hast Du Recht, mein Kind," sagte er, „einen Theil meines Herzens besaßest Du längst, und daß Du es ganz gewinnen willst, macht mir Freude. Aber sprich ehrlich, ganz ehrlich —" und sein Auge senkte sich dabei wie ein feuriger Pfeil in das ihre — „wolltest Du nicht etwa auch bei mir — das Herz eines Anderen gewinnen?"

„Herr Meyer," rief sie in überströmendem Gefühl lauter als vorher, „was sagen Sie da! Sprechen Sie im Ernst?"

Er wurde sehr ernst, sah sie wieder durchdringend an und sagte: „Ob ich im Ernst spreche, fragst Du? Scherzest Du etwa mit mir, mein Kind? Meinst Du denn, ich sei, weil ich schon so alt bin, auch blind geworden und habe nicht gesehen, was allen Anderen offen vor Augen lag? O nein, mein Kind, eines Vaters Augen sehen immer scharf und auch meinen

Sohn habe ich durchschaut, obgleich er eine dicke Mauer um seine Brust gezogen und seine Lippen mit einem — ich möchte sagen diebessicheren Schloß verriegelt hat."

„Nun denn," fuhr sie ermuthigt fort, da er schwieg und wieder ein freundliches Lächeln über seine erregten Züge glitt, „wenn Sie so hellsehend sind, darf ich dann weiter sprechen?"

„Ja, sprich, was Du willst, von Dir kann ich Alles hören, ich habe es schon einmal gesagt."

„Nun denn, Sie fragten vorher, ob ich nicht auch eines Anderen Herz bei Ihnen gewinnen wollte? Auch das, Herr Meyer, und ich habe es mit Gottes Hülfe und meines Vaters Erlaubniß vielleicht schon gewonnen, allein dies Herz gehört nicht ihm allein, sondern auch seiner Pflicht, vor Allem — seinem Vater."

„Ah!" rief er aus, „ich dachte es mir. Nun, mir däucht, es gehört nicht blos mir, nicht blos seiner Pflicht, sondern in der That auch schon — einer anderen Person."

Bei diesen Worten glaubte sie nicht nur in seinen Augen, sondern auch in seinem Herzen zu lesen, was darin vorging und sie fiel vor ihm auf die Kniee, wie früher vor ihrem Vater, hob die flach zusammengelegten Hände bittend zu ihm empor und sagte mit

einer so rührend weichen Stimme und einem so lieblich kindlichen Gesichtsausdruck, daß der alte Mann bis in's Innerste bewegt wurde:

„Vater meines Geliebten, Du hast die Wahrheit gesprochen und unserer Herzen Wünsche und Neigungen errathen. O, blicke mild und gütig auf mich, trotzdem ich eine Jüdin bin, wofür ich ja nichts kann, die aber, wie mein Vater mir gesagt, auch ohne dadurch ein anderes Wesen und ihrem Gott abtrünnig zu werden, eine Christin werden kann. Aber vor allen Dingen will ich dienen, will arbeiten, fromm und fleißig sein, will lernen vom Morgen bis Abend, bis ich — Deiner und seiner würdig bin!“

Da war die Scheidewand, wenn überhaupt noch eine zwischen ihnen bestanden hatte, ganz und für immer gefallen. Mit bebenden Händen und einem Gesicht, auf dem Esther in diesem für sie so schönen Augenblick den ganzen Himmel zu lesen glaubte, hob er sie auf, schloß sie in seine Arme und küßte sie auf Stirn und Lippen. Als er ihr aber dann noch einmal tief in die thränenden Augen geschaut und sie ihm herzlich zugenickt, als danke sie ihm aus innerster Seele, sagte er mit fast gebrochener Stimme, so tief war er gerührt:

„Ich glaube, mein Sohn hat die rechte Wahl in

Dir getroffen, obwohl Du eine Jüdin bist. Eine solche aber, wie Du es bist, habe ich nie gekannt, aber auch keine Christin von Deiner Art, und wären alle Jüdinnen wie Du und alle Juden wie Dein Vater, dann würde Euer Volk schon längst eine andere Stellung unter uns eingenommen haben, als bisher. Doch — weg mit den Christen und Juden — wir sind zuerst Menschen und lieben uns, und das ist mir genug. Ach, mein Herz ist durch alle die seltsamen Ereignisse in den letzten Tagen so weich und mürbe geworden, daß ich mich selbst kaum wiedererkenne. Dir aber vor Allen möchte ich am wenigsten hart und wie der alte rauhe Meyer Saaltrup erscheinen, der sich ungeberdig windet und sträubt, wenn nicht Alles nach seinem Kopfe geht. Dein Vater hat auch an meiner Tochter Gutes gethan und das kommt mit auf Deine Rechnung. So diene und lerne denn, sei fromm und fleißig und Gott gebe seinen Segen zu Allem, was Du unternimmst. Du kannst Dich von diesem Augenblick an als meine Tochter und meinen Sohn — als Deinen Bräutigam betrachten, wenn Dein Vater keinen Widerspruch dagegen erhebt."

Esther wollte eben ein lautes Nein! Nein! rufen, als es leise an die Thür pochte. Die so eifrig mit

einander Redenden hatten ganz das Hundegebell auf dem Hofe und das damit verbundene Peitschenknallen überhört. Der Meyer, der Esther noch immer in seinen Armen hielt, schaute daher verwundert auf und sah mit nicht geringer Freude Doctor Blank und Moses Joël in sein Zimmer treten, die Beide erst etwas zaghaft auf ihn hinblickten, aber sogleich ihre Mienen änderten, als sie sahen, wie innig der Meyer und Esther sich umschlungen hielten. Gleich darauf aber hatte sich Esther aus seinen Armen gelöst und war mit einem bezeichnenden Wink nach ihrem Vater hin durch die Thür, die in Thusnelda's Zimmer führte, entwichen, während der Meyer sich erhob und mit ausgestreckten Händen und glühendem Gesicht den beiden Freunden entgegenging.

Die drei Männer standen dicht vor einander und blickten sich, nachdem sie einen Händedruck ausgetauscht, eine Weile mit ernst forschenden Mienen an. Nur Doctor Blank, dem die alsbald beginnende Scene ein großes Vergnügen zu gewähren schien, da er sich für überzeugt hielt, daß hier kein weiterer Kampf mehr stattfinden werde, verzog sein Gesicht allmälig zu einem gemüthlichen Lächeln und setzte sich, die beiden Anderen

allein mitten im Zimmer stehen lassend, auf das Sopha, um in aller Gemächlichkeit ein Zeuge der nun beginnenden Unterhaltung zu werden.

Ja, mit kräftigem Druck hatte Moses Joël des Meyers Hand gefaßt und geschüttelt, sobald er sie aber losgelassen, sagte er mit weicher Stimme, wie er sie immer hören ließ, wenn sein Herz von einem tiefen Gefühl in Anspruch genommen war: „Lieber Meyer, entschuldigen Sie, daß ich heute schon wieder so früh als Störenfried in Ihr Haus dringe, das ich erst vor kurzer Zeit verlassen habe, allein wie ich gestern als Freund zu Ihnen kam, so komme ich heute als Vater, dem das Wohl seines Kindes am Herzen liegt, und so frage ich Sie ehrlich und offen: was hat meine Tochter so eben von Ihnen gewollt?"

Bei dieser so ernst und nachdrücklich gesprochenen Frage, die so natürlich klang und doch von einer gewissen Besorgniß des Fragenden zeugte, nahm des Meyers Gesicht den Ausdruck vollkommener innerer Befriedigung an und indem ein gutmüthiges Lächeln über seine braunen Züge flog, sagte er:

„Das kann ich Ihnen mit wenigen und eben so ehrlichen und offenen Worten beantworten, mein theurer Freund. Ihre Tochter kam mit der Absicht zu mir, um meine ganze Achtung und Liebe zu ge-

winnen, von denen sie schon einen großen Theil besaß, und diese ihre Absicht ist ihr vollständig gelungen. Sie hat sich mir als ein eben so aufrichtiges und wahres wie gehorsames und liebevolles Kind erwiesen und ich habe ihr den Beweis geliefert, daß ich diese ihre guten Eigenschaften zu würdigen weiß. Sie befindet sich jetzt bei meiner Tochter da drinnen, und mein Sohn, wenn er noch nicht bei ihr ist, wird gewiß auch nicht lange auf sich warten lassen. Und das Letztere geschieht," fügte er mit erkennbarem Nachdruck hinzu, „ich bekenne es Ihnen gern, mit meiner vollen Einstimmung und, wie ich aus Ihrer Tochter Worten herauszuhören glaubte, auch mit der Ihrigen. Doch das wird sich gleich finden. Vor allen Dingen sage ich Ihnen, daß Ihre Tochter ein Schatz ist, um dessen Besitz ich Sie beneiden könnte, wenn ich nicht die freudige Aussicht hätte, sie bald, recht bald auch die meine zu nennen. Habe ich Ihnen damit genug gesagt?"

Dabei reichte er dem erwartungsvoll vor ihm stehenden Manne noch einmal mit herzlichem Blick die Hand und drückte sie ihm so energisch, daß Moses Joël kein Zweifel mehr übrig bleiben konnte, daß er auch hier zu einem glücklichen Ziele gelangt sei.

„So," sagte er auch sogleich, wobei sich schon eine tiefe

Rührung auf seinem Gesicht abspiegelte, „so haben Sie also, wenn ich Ihre Worte richtig deute, vergessen, daß ich — ich muß das hier nothwendig erwähnen — ein Jude bin und meine Tochter — eine Jüdin ist?“

„Vollständig, lieber Joël, und ich bekenne auch Ihnen, was ich vorher schon Ihrer Tochter bekannt, daß ich in Ihnen einen Juden und in ihr eine Jüdin kennen gelernt habe, die ich eben so hochachten muß, wie ich sie lieben will. Was wollen Sie mehr?“

Moses Joël nickte dem Meyer mit völlig aufgeklärter Miene freundlich zu und man sah seinem ehrwürdigen Gesicht an, wie glücklich er über diese rasche Entwickelung der vorliegenden Sache war, die er sich bei des Meyers sonst so starrem Wesen viel schwieriger vorgestellt haben mochte. „Wenn ich Ihnen darauf eine Antwort geben muß,“ sagte er nun, „und sagen soll, was ich noch mehr will, so soll das nachher geschehen. Für jetzt aber wollen wir einmal den Christen und den Juden ganz bei Seite lassen und uns nur als Menschen und wahre Freunde betrachten, deren Kinder so eben nach Ihrer Aussage einen heiligen und ewigen Bund geschlossen haben und denen der allmächtige Gott seinen Segen dazu geben möge. Sehen Sie mich an, Meyer Saaltrup, fest und genau, und lesen

Sie in meinem Auge — so! Finden Sie das geringste Falsch darin?"

„Nein, Joël," erwiderte der Meyer mit wahrhafter Rührung und der ehrlichsten Ueberzeugung, ich lese nur Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen und Nächstenliebe darin."

„Gut, dann bin ich zufrieden und nun wollen wir nie wieder mit einander von Christen und Juden reden und den Ausgleich zwischen Beiden unsern Kindern allein nach ihrem Gutdünken überlassen. Verstand, Geschick und guten Willen besitzen sie genug dazu, das habe ich vorher wohl an Ihrem Sohn erkannt, als er bei mir war und mir seine Liebe zu meiner Tochter gestand. — Nur noch einmal komme ich auf eine Sitte unseres Volkes zurück, die ja auch bei Ihnen geübt wird, und dies betrifft einen Punkt, den nur Väter mit einander besprechen können, deren Kinder sich in Liebe gefunden, ohne daß irgend eine Nebenabsicht ihre Herzen geleitet hat."

Der Meyer horchte hoch auf, aber Doctor Blank, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und beider Männer Mienen mit Argusaugen beobachtet, hatte Joël schon errathen und wußte, was kam. „So setzt Euch doch!" rief er dazwischen von seinem Sopha

her, „das könnt Ihr ja viel bequemer auf einem Stuhle abmachen!“

Die beiden, dem vorliegenden Gegenstande ganz hingegebenen Männer schienen diesen wohlgemeinten Zuruf nicht zu hören, wenigstens erwiderten sie nichts darauf, aber sie befolgten den guten Rath doch und bald saßen sie einander gegenüber und nun konnte Doctor Blank Beider Gesicher und Mienen noch besser beobachten, die so grundverschieden waren und doch in diesem Augenblick denselben Ausdruck der Spannung und der Ueberzeugung von der Wichtigkeit ihrer Verhandlung trugen.

„Was ist das für ein Punkt, lieber Joël?“ fragte der Meyer in der gelassensten Weise und sich ganz bequem auf sein em Stuhl zurechtsetzend.

„Es betrifft den Geldpunkt,“ sagte Joël mit eben solcher Ruhe, „und Sie wissen ja, das Geld ist meine Waare, während meine Tochter mir niemals als solche galt. Nun, lassen Sie mich auch über diesen Punkt klar und verständlich reden, und so sage ich: Sie sind kein armer Mann, das weiß ich, und Ihr Sohn wird überall und immer sein Brod und sein Auskommen finden, da er ja arbeiten gelernt hat, wobei ihm auch meine Tochter helfen wird. Indessen komme ich dabei auch in Frage und so sage ich von mir selber: ich bin

ein reicher Mann und was ich besitze, besitzt meine Tochter auch. Und somit von jetzt an auch Ihr Sohn, was ich ihm eben auch selbst gesagt habe. So brauchen Sie also nicht um der Kinder Zukunft besorgt zu sein und mag er sich ankaufen und niederlassen, wo er will — er soll dazu auf genügende Weise in den Stand gesetzt werden — ich bürge dafür."

Der Meyer faßte sich mit der Hand nach der Stirn, als ob ihm da die so eben ausgesprochene Absicht des reichen Mannes einigen Schmerz verursache. Aber bald nahm er sie wieder fort, blickte Joël fest an und sagte mit einiger Hast: „Nichts von Ankaufen, von Niederlassen auf einem neuen Gut, das liegt nicht in meinem Wunsch, meiner Neigung, und dazu würde ich nie meine Zustimmung geben. Nein, Freund Joël, mein Sohn hat bereits ein Gut, eine Niederlassung, und das ist das Stück Land, auf dem wir eben sitzen und auf dem alle seine Vorfahren seit Wittekind's Zeiten gesessen und mit Ehren alt und grau geworden sind. Und damit Sie mich ganz verstehen und meinen Einwurf begreifen, so verkünde ich Ihnen gleich jetzt meinen Entschluß, den ich schon lange gefaßt, noch bevor mir die Neigung unserer Kinder bekannt geworden war. Nach einem alten Naturgesetz, das wir nicht umstoßen können, müssen immer die Jungen den

Alten auf ihrer Bahn folgen und sie ablösen, wenn diese von ihrer Arbeit müde geworden sind, und ich bin es, ich fühle es längst. Und so weiche ich denn meinem Sohn und überlasse ihm die Arbeit allein, um mich zu ruhen. Er selbst vertreibt mich nicht, o nein, denn er hat mich schon oft gebeten, auf meinem bisherigen Posten noch lange auszuharren, sondern ich weiche ihm freiwillig und hege nur den Wunsch, daß er meine Arbeiten so fortsetzen möge, wie ich sie begonnen habe und ihm übergeben werde. Ich überlasse ihm Haus und Hof mit allem Zubehör, außen und innen, und so braucht er nicht von vorn anzufangen, wie ich es einst mußte. Diesen Entschluß habe ich, wie gesagt, schon lange gefaßt und mit der Ausführung desselben nur gewartet, bis Reinhard sich eine Familie gegründet haben würde. Das hat er nun jetzt gethan und so ist meine Laufbahn als Landwirth beendet. Ich werde nach der Stadt ziehen, und das Dach, unter dem ich wohnen will, ist bereits gefunden, und ich brauche meine Absicht nur am geeigneten Orte auszusprechen, um es in meine Hand zu bringen."

„So!" sagte Joël sinnend, indem er seinen langen Bart wiederholt durch seine Hände gleiten ließ und einen raschen Blick nach dem Doctor hinüberwarf. „Also das haben Sie beschlossen? Nun, ich bin nicht

unzufrieden damit und Esther wird es auch recht sein, denn sie liebt Ihre Wälder und Berge über Alles, was mir begreiflich ist, da sie in ihnen ihre Freude und ihr Glück gefunden hat. Und vielleicht — wer weiß es — folge ich Ihnen bald auch in Ihre Stadt, sobald ich meine Geschäfte meinem Neffen übergeben haben werde, den ich schon in den nächsten Tagen nach Paderborn bescheiden will, sobald ich dahin zurückgekehrt bin. In Paderborn bleibe ich keinen Tag länger als ich muß und bis ich irgend wo mein Unterkommen gefunden, wird mich ja wohl der Doctor bei sich aufnehmen und mir ein Stübchen anweisen, in dem ich denken und ruhen, also leben kann.“

„Oder ich und mein Sohn werden es thun!“ unterbrach ihn der Meyer, „denn Sie werden bei mir eben so gut wie auf dem Spiegelhof zu Hause sein.“

„Gewiß auch bei Ihnen,“ fuhr Joël fort, „denn wie mir däucht, werden wir drei alte Knaben fernerhin wohl so oft beisammen sein, daß man uns bald für ein seltenes schneeweißes Kleeblatt auf einem Stiele halten wird. Indessen habe ich doch noch — für unsern Sohn zu sorgen, lieber Meyer, und ihm, wie es bei uns Brauch ist, als erste Mitgift meiner Tochter eine sogenannte Morgengabe zu bieten, die ihm sein

Glück noch begreiflicher macht. Und da sage ich: helf Gott! und er gebe den Kindern seinen Segen, wie er ihn uns gegeben hat!"

„Ja, den gebe er ihnen!" sprach der Meyer hochaufathmend und mit verklärten Augen gen Himmel blickend, laut und fest.

„Nun, und was diese Mitgift betrifft," fuhr Joël, dem Doctor freudig zunickend fort, „so soll sie für's Erste in einem Stück Land bestehen, das ihm wirklich von Nutzen ist und zugleich auch Freude bereitet. Von unserm Freunde, dem Doctor dort, weiß ich, daß Sie sich zur Abrundung Ihres Gutes stets die schöne Waldung zwischen Ihrer und des Barons Strachnitz Besitzung gewünscht und sich wiederholt Mühe gegeben haben, sie käuflich an sich zu bringen. Nun, was Ihnen nicht erreichbar war oder zu kostbar schien, wird mir nicht zu kostbar und völlig erreichbar sein, wenn ich Ihnen dadurch meine freundschaftliche Gesinnung beweisen kann, und so wird es fortan zwischen Strachnitz und dem Spiegelhof kein fremdes Stück Land mehr geben und die beiden künftigen Schwäger werden sich von Grund zu Grund die Hände reichen können. Schon morgen werde ich mich zu diesem Behufe zum Gemeindevorsteher nach dem betreffenden Dorfe begeben, der den Verkauf des Grundstücks in

Händen hat, und so mögen Sie es immerhin schon von heute an als Ihr Eigenthum betrachten."

Der Meyer, über diesen hochherzigen Antrag anfangs mehr bestürzt als erfreut, sprang wie eine Stahlfeder von seinem Sitze auf und eilte auf den alten Mann zu, der ihm hier einen so drastischen Beweis nicht nur seines Reichthums, sondern auch seines Wohlwollens geliefert. „Joël!" rief er mit lebhaft aufsprudelnder Hast und legte seine wuchtigen Hände so derb auf die Schultern des still sitzenden Mannes, als wolle er ihn damit zu Boden drücken, „daß Sie ein kluger, nach allen Richtungen befähigter und vorurtheilsloser Mann sind, haben Sie mir schon oft und insbesondere heute bewiesen, aber das herrliche Geschenk, welches Sie mit jener großen Waldung meinem Sohne, also meiner ganzen Familie und damit auch mir machen, beweist mir, daß Sie das Herz auf dem rechten Fleck haben und auch in unseren Herzen den rechten Fleck zu treffen wissen. Ja, Mann, mit dieser Morgengabe, wie Sie sagen — o, sie reicht für einen ganzen Tag aus — haben Sie auch bei mir den rechten Fleck getroffen und so sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für Alles, was Sie an uns gethan, und da haben Sie meine Hand, womit ich Ihnen auch mein Herz gebe, für jetzt und immerdar. Mehr kann

ich nicht sagen, denn ich verstehe mich nicht künstlich auszudrücken, wie andere Leute, ich bin nur ein einfacher schlichter Landmann und weiter nichts. Und so mag der Bund, den unsere Kinder heute in Eintracht und Liebe schließen, auch für uns ein Bund wahrer Freundschaft werden, so lange wir leben, und möge der Gott, der da oben waltet, diesen Bund allezeit segnen. Amen!“

Moses Joël schaute gerührt auf den mit flammendem Gesicht zu ihm redenden Freund und reichte ihm die Rechte, die der Meyer mit aller Macht schüttelte; in demselben Augenblick aber erhob sich auch Doctor Blank, trat dicht an die beiden Freunde heran und indem er seine Hand mit auf ihre beiden verschlungenen Hände legte, rief er mit fester und sein tief erregtes Gefühl verrathender Stimme:

„Ja, möge Gott diesen Bund segnen, darin stimme ich Euch von ganzer Seele bei; mich aber laßt den Dritten in diesem Bunde sein, bis die Stunde schlägt, die mich von dieser Erde abruft, um mich auf einer anderen, noch besseren, zu einem neuen Leben erstehen zu lassen. Da habt Ihr meine Hand!“

„Ah,“ sagte der Meyer, „ja, das ist recht, und Sie erinnern mich gerade zur rechten Zeit, daß es noch andere Leute giebt, denen man Dank schuldig ist.

Joël, alter herzensguter Mann, sehen Sie sich Diesen an" — und er zeigte dabei mit seiner linken Hand auf den Doctor — „der ist es doch eigentlich allein, der dies Alles zu Stande gebracht und den Segen Gottes — der sich ja auch durch der Menschen Handlungen verräth — auf unser Haus herabgerufen hat."

„Meyer!" rief Doctor Blank laut und mit fast vorwurfsvollem Ton, „halten Sie ein! Sie lästern die Vorsehung, indem Sie mich zur Triebfeder so vieler Glücksfälle machen. Nein, Alles was in den letzten Tagen hier geschehen, hat ein Höherer vollbracht, der, der dort über den Sternen wohnt und dessen Allmacht und Weisheit so oft vergessen wird, wenn der Mensch im Glück ist und sich selbst seinen Segen verdanken zu dürfen glaubt."

„Nun ja," versetzte der Meyer etwas verwirrt und ihm herzlich zunickend, „der da oben über den Sternen thut freilich Alles, aber Sie, der Sie mit seinen Sternen so vertraut sind, haben sein Wollen und Vermögen aus erster Hand erfahren und es uns weniger klugen Menschen klar vor Augen gelegt, so daß wir es greifen können. Also Dank und Freundschaft auch Ihnen, so lange wir leben, mehr kann ich in diesem Augenblick nicht sagen."

Und alle drei Männer erhoben wie auf ein unhörbares Geheiß ihre Arme und umschlossen sich mit hingebender Liebe, sahen sich dabei tief in die treuen Augen und lasen gegenseitig die Empfindungen darin, die in ihren Herzen wurzelten, um nie wieder daraus zu verschwinden. —

Als sie sich dann aber wieder losließen und noch immer, nahe bei einander stehend, mit freudigen und herzlichen Blicken betrachteten, begann Doctor Blank von Neuem zu reden und sagte:

„Nun, sind wir Drei jetzt mit einander fertig?"

„Ja," rief der Meyer laut, „wir sind fertig!" und Joël nickte ihm beistimmend zu.

„So," fuhr Jener fort, „dann, dächte ich, wäre es an der Zeit, die Kinder hereinzurufen oder zu ihnen zu gehen, um ihnen zu verkünden, was hier eben beschlossen ist. Sie werden zwar längst mit und über sich selbst im Klaren sein, aber von Euch Beiden mit Freuden eine noch größere Klarheit entgegennehmen."

„Ja," stimmte der Meyer bei, „das ist wahr!" Und er öffnete selbst die Thür und rief seine Kinder, die mit Esther im Nebenzimmer versammelt waren und sehnsüchtig den Beschluß der drei Männer abwarteten, zu sich herein. Sie kamen mit freudig erregten

Gesichtern, denn sie wußten schon halb und halb, was sie zu hören bekommen würden. In wenigen Minuten hatten sie Alles erfahren, was man ihnen zu sagen hatte und nun gab es eine frohe und lebhafte Scene, bei der die Freudenrufe und wiederholten Danksagungen kein Ende nehmen wollten. Endlich aber machte ihnen der Meyer in seiner gebieterischen Weise ein Ende, indem er den Redenden durch lebhafte Winke Einhalt gebot und, sich zu den beiden Freunden wendend, sagte:

„So, nun wäre ja auch das zu allgemeiner Zufriedenheit abgemacht, wie mir scheint, und nun habe ich noch einen anderen Vorschlag, denn ich hoffe, daß Sie heute nicht zu einem bloßen Morgenbesuche zu mir gekommen sind. Nein, Sie werden sämmtlich mit mir einverstanden sein, wenn ich Sie bitte, diesen Tag bei uns zu bleiben, denn die Esther wird Ihnen doch nicht gutwillig gleich nach Blanksruh folgen wollen oder meine Nella bliebe dann allein, da ihr Geliebter heute ja leider nicht bei uns ist.“

Joël sah fragend den Doctor an und dieser nickte ihm und dem Meyer herzlich zu. „Ja,“ sagte er, „heute bleiben wir bei Ihnen und meinetwegen bis zum Abend, denn heute haben die Sterne für mich genug gethan und ich darf ihnen doch nicht gleich wieder mit einer neuen Bitte kommen.“ —

So war es denn beschlossen, und Thusnelda, von Esther gefolgt, begab sich rasch in die Küche, um ihre Anordnungen zu einem fröhlichen Mahle zu treffen, während die drei alten Männer noch eine Weile zusammenblieben, bis Reinhard, der den Mädchen auf einige Zeit nachgegangen war, wieder hereintrat und seinem Vater einen heimlichen Wink gab, ihm in Thusnelda's Zimmer zu folgen. Der Meyer, begierig, zu erfahren, was sein Sohn ihm zü sagen habe, gehorchte auf der Stelle, kaum aber standen Beide allein sich gegenüber, so erhob Reinhard die Arme nnd schloß den Vater an sein Herz, seinen Mund mit den lebhaftesten Küsten bedeckend.

„Nun," sagte der Meyer, als er sich endlich wieder von ihm loslösen konnte, „was ist denn das? So zärtlich bist Du ja noch nie gegen mich gewesen. — Doch, Du willst sprechen, ich sehe es," fügte er sichtbar gerührt hinzu, „und so sprich aus, was Du auf dem Herzen hast."

„Ja, Vater," nahm nun sein Sohn mit erglühendem Gesicht das Wort, „ich will und muß mit Dir allein sprechen, um auch gegen Dich meinen inneren Herzensdrang zu stillen, den ich Deinen Freunden schon heute Morgen in Blanksruh zu erkennen gegeben habe. O mein theurer, guter Vater, Du hast mir schon so

viel Gutes und Liebes in meinem Leben erwiesen, und ich habe schon oft daran gezweifelt, ob ich im Stande sein werde, Dir dafür meinen kindlicheu Dank abzutragen. Aber heute und jetzt hast Du mir den größten Schatz meines Lebens an's Herz gelegt und diese Deine Vatergüte übersteigt alle meine kühnsten Hoffnungen. Du hast mich, indem Du mir Esther zum Weibe zu nehmen erlaubtest, zum glücklichsten Menschen auf der Welt gemacht und das werde ich bis zu meines Lebens Ende im Gedächtniß bewahren. Das war es, das allein, was ich Dir sagen wollte und mußte."

Der Meyer lächelte fast verlegen still vor sich hin und man sah ihm an, wie wohl ihm die eben so lebhaft geäußerte dankbare Gesinnung seines Sohnes that. Dann nickte er nach seiner Gewohnheit mit dem ernsten Kopf, sah ihn liebevoll an und sagte: „Mir ist es recht, wenn Du glücklich bist und ich bin es ja auch. Aber sag, liebst Du dem wirklich dieses Mädchen, die Esther, so sehr, daß Du ganz und gar und für immer vergessen hast, daß sie — eine Jüdin ist?"

„Hast Du es denn nicht vergessen?" fragte der Sohn dagegen, der die Antwort schon in den strahlenden Augen des Vaters las.

„Ja, mein Sohn, vollkommen," jubelte dieser auf,

„und ich habe sie so lieb, wie ich Nella und Dich habe — soll ich Dir noch mehr darüber sagen?"

„Nein," erwiderte Reinhard gerührt, „mehr verlange ich nicht, ich weiß nun genug, und nur so viel kann ich noch hinzufügen, daß Esther in kurzer Zeit keine Jüdin mehr, sondern eine Christin sein wird, und zwar so fromm und rein und mit ganzem Herzen, wie alle unsere Vorfahren es gewesen und wir selber es sind."

„Das walte Gott!" schloß der Vater in sichtbarer Bewegung, und noch einmal zog er den Sohn in die Arme und drückte ihn wiederholt an sein von Freude überströmendes Vaterherz.

Viertes Capitel.

Ein rasches Strafgericht und ein eben so rascher Handel.

Man hatte sich Punkt ein Uhr, wie es auf dem Spiegelhof üblich war, zu Tisch begeben und Thusnelda hatte als Hausfrau ihren Gästen bewiesen, daß sie ihnen auch ohne alle Vorbereitung ein gutes Mahl vorsetzen könne; indessen, wenn es auch etwas weniger lecker und reichlich gewesen wäre, so würde es doch Allen vortrefflich geschmeckt haben, denn die Stimmung der heute hier Versammelten war eine so gehobene und fröhliche, wie sie wohl selten in diesen patriarchalischen Räumen geherrscht haben mochte. Als man aber eben die letzte Flasche edlen Rüdesheimers, des Meyers Lieblingswein, angebrochen und Doctor Blank einen kurzen Toast auf das Wohl der beiden Brautpaare gesprochen hatte, kam Louise, die Stubenmagd, von der Tenne herein und brachte einen Brief, der an

den Meyer lautete und, wie sie sagte, so eben von einem reitenden Boten aus Strachnitz gebracht sei, der draußen mit seinem Pferde halte und auf Antwort warte.

„An mich?“ fragte der Meyer, den Brief schon in der Hand haltend, „und aus Strachnitz? Was hat denn das zu bedeuten, daß er nicht an Nella oder Reinhard schreibt? Ist etwa“ —

Und er unterbrach sich, öffnete rasch den Brief und las ihn erst still für sich durch. Kaum aber hatte er ihn zu Ende gelesen, so hob er den Kopf hoch auf, sah alle Umsitzenden der Reihe nach an und sagte: „Nein, es ist nicht das, was ich beinahe erwartete, es ist vielmehr etwas ganz Anderes. Haha! So hört denn, was der junge Baron schreibt, und wenn Ihr es wißt, dann wollen wir auf der Stelle einen raschen Entschluß fassen, denn hier muß schnell gehandelt werden.“ Und er las mit lauter Stimme folgende Zeilen vor, während alle Anwesenden ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörten.

„Mein theurer väterlicher Freund!

„Ich wende mich heute an Sie, um mir endlich einmal einen Rath und wo möglich eine Hülfe von Ihnen zu erbitten, da ich in der eigenthümlichen Lage, in der ich mich befinde, mir nicht selbst zu rathen

und zu helfen weiß. Ich habe nämlich die traurige Erfahrung gemacht, daß meines Vaters bisheriger Inspector schon seit längerer Zeit an gewisse Leute in Detmold große Posten Holz verkauft hat, deren Ertrag nicht in unsere Kasse geflossen sein kann, da er nicht einmal in den vom Inspector allein geführten Büchern vermerkt ist. Außerdem aber scheint mir, so viel ich davon verstehe, die ganze Buchführung nicht ordnungsgemäß zu sein und das, was man eine Jahresbilanz nennt, so weit sie unter meines Vaters Verhältnissen möglich war, ist augenscheinlich künstlich zu Wege gebracht und Activa sind darin angegeben, deren Existenz ich nirgends finden kann, die also wahrscheinlich meinem Vater nur vorgespiegelt sind, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Auch die Beweise für den betrügerischen Holzverkauf liegen mir zur Hand. Ich habe freilich nur zwei anonyme Briefe erhalten, aber sie geben alle Data genau an, und da die Holzschläger, die ich insgeheim befragt, zugestehen, auf des Inspectors Geheiß in den letzten zwei Jahren sehr viel Holz geschlagen zu haben, was auch abgefahren worden sei, so scheint mir die ungetreue Handlungsweise des gewissenlosen Mannes außer allem Zweifel zu sein.

„Wie soll ich mich nun dabei verhalten? Diese

Frage möchte ich vor allen von Ihnen beantwortet wissen und darüber Ihren Rath vernehmen. Was aber die Führung der Bücher betrifft, so ist mir eingefallen, daß wahrscheinlich Herr Joël noch bei unserm guten Doctor ist, und wäre der vielleicht die geeignetste Person, sie mit seinem scharfen kaufmännischen Blick zu prüfen, denn wenn irgend ein offenkundiger Betrug nachzuweisen wäre, so glaube ich das Recht zu haben, den Inspector augenblicklich zu entlassen, zumal ich darin ja nicht mehr den Einspruch meines noch immer sehr kranken Vaters zu erwarten habe, da ich ja, nach Auffindung des zwischen ihm und Herrn Joël abgeschlossenen Pachtcontrakts, von dem Tage der Unterzeichnung desselben an — das steht ausdrücklich darin — der rechtmäßige und verantwortliche Pächter von Strachnitz bin. Wären Sie nun vielleicht im Stande, Herrn Joël zu bewegen, sich noch einmal zu mir nach Strachnitz zu bemühen? Es müßte das aber sehr bald geschehen, damit ich endlich über meine Verhältnisse Klarheit erlange und von außen unbehindert an die hier so nöthige Arbeit gehen kann.

„Ich grüße Nella tausendmal und auch Reinhard, und hoffe bald in der Lage zu sein, mich persönlich zu überzeugen, wie es Ihnen Allen geht. Mit ganzem Herzen Ihr treu ergebener Armin.“

Die letzten Zeilen hatte der Meyer nur höchst flüchtig vorgelesen, denn der übrige Inhalt nahm augenblicklich von seiner ganzen Seele Besitz. So blickte er denn, sobald er mit seinem Vortrag zu Ende, mit blitzenden Augen auf Doctor Blank und Joël, deren Augen auch mit erwartungsvoller Spannung auf ihm ruhten, und rief:

„Ah, dieser Brief ist, denke ich, gerade zur rechten Zeit eingetroffen, denn wir sind Alle beisammen, um schnell einen Rath abzuhalten und einen raschen Entschluß zu fassen. Aha!“ und er rieb sich freudig die Hände, „so komme ich denn endlich auch an die Reihe, meine Nase in das lahme Räderwerk der Strachnitz'schen Wirthschaft zu stecken, und das habe ich mir schon lange gewünscht. Nun, hinter die Schliche dieses Herrn Inspectors werden wir ja wohl bald kommen und so will ich Euch gleich kurz meine Meinung sagen. Ja, was bedarf es da einer langen Berathung? Unser Beschluß muß auf der Stelle gefaßt werden und ich habe ihn schon gefaßt. Joël, Mann von Kopf und Herz, hören Sie mich an: wollen Sie jetzt gleich mit mir nach Strachnitz hinüber, um dem vermaledeiten Uebelthäter das Genick zu brechen? Das würde ein Hauptspaß für mich sein, wie ich lange keinen gehabt, und ich lechze förmlich danach, dem Kerl Auge in Auge

gegenüberzustehen und ihm den kürzesten Prozeß von der Welt zu machen.“

Joël besann sich keinen Augenblick. Sein faltiges Gesicht bedeckte sich mit einer leichten Röthe und seine Augen funkelten den Meyer mit dem Ausdruck vollster Entschlossenheit an. „Ja,“ sagte er laut und fest, „ich will!“

„Gut!“ rief der Meyer und sprang schon von seinem Sitze auf. „Jetzt wende ich mich an Dich, Reinhard, und trage Dir Folgendes auf. Setze Dich auf der Stelle nieder und schreibe ein paar Zeilen an Deinen Freund, daß wir in einer guten Stunde bei ihm sein werden, daß er aber dem Inspector unsere Ankunft nicht verrathen soll. Ich selbst werde hinausgehen und Adam Riese beauftragen, die Füchse vor die kleine Chaise zu legen, damit wir gleich abfahren können. Sie sollen einmal tüchtig laufen und Joël zeigen, was sie leisten können. Haha!“

In fünf Minuten war der kurze Brief an Armin von Strachnitz geschrieben und dem reitenden Boten eingehändigt, der damit flugs nach Strachnitz zurücktrabte. Beinahe eben so rasch waren die Füchse vor den Wagen gelegt und Adam Riese saß schon in seinem neuen Tressenrock auf dem Bock, um die rasche Fahrt zu beginnen, denn der Meyer war Feuer und Flamme

geworden und hatte keine Ruhe mehr im Hause, da er nun auch einmal die Hände zu Gunsten seines künftigen Schwiegersohnes regen konnte.

So war denn das heutige fröhliche Mahl schnell und auf eine ganz andere Weise zu Ende gegangen, als man erwartet, und bald waren Joël und der Meyer gerüstet, ihre Fahrt anzutreten. Alle Anwesenden begleiteten die beiden Männer an den Wagen und sahen sie wohlgemuth abfahren, als sie aber den Hof verlassen hatten, gingen Reinhard und Esther zum ersten Mal Arm in Arm um den Teich herum, der jetzt wieder, den alten Hof in seinem vollen Glanze abspiegelnd, in hellem Sonnenschein da lag, und der Doctor und Thusnelda wandelten dem, von seinem neuen Glück fast berauschten jungen Paare langsam nach. Allen Vieren aber fehlte es gewiß nicht an Stoff zur Unterhaltung und der lange Sommertag verging ihnen sogar so schnell, daß sie sich wunderten, wie plötzlich der Abend hereinsank und die beiden Reisenden noch immer nicht von ihrer Fahrt heimgekehrt waren. —

Begleiten wir indessen die beiden alten Herren nach Strachnitz und sehen wir, mit welcher Gewandtheit und Kraft der Meyer das Strafgericht ausübte, das er im Stillen schon längst über den Inspector ver-

hängt hatte, der selbst noch nicht die geringste Ahnung, hegte, daß seines Richters scharfes Schwert an einem seidenen Faden bereits über seinem Haupte schwebte.

Ja, die schönen Sennerfüchse des Meyers waren schnellere Läufer als des Doctors fette Ponies, und Adam Riese ein viel gewandterer Kutscher als Isaak, davon überzeugte sich Moses Joël sehr bald, als er neben seinem Freunde in dem bequemen Wagen saß. Rasch und immer rascher flogen sie an den alten Bäumen auf der wohlunterhaltenen Straße vorüber und Adam Riese brauchte nicht einmal die Peitsche zu handhaben, wie sein College in Blanksruh, sondern ein bloßer Zungenschlag schon befeuerte die edlen Thiere zu einem wahren Flügellauf.

So hatten die beiden sich gemächlich unterhaltenden Herren bald die Gränze des Spiegelhof'schen Gebietes erreicht und nun zeigte der Meyer Joël den schönen Wald, den dieser seinem Sohne zur Morgengabe bestimmt. Joël's faltiges Gesicht wurde ganz verklärt, als er die herrlichen alten und doch noch so kräftigen Stämme sah, und sein Wunsch, sie zu kaufen, loderte so heftig in ihm auf, daß er den Meyer fragte, ob es nicht möglich sei, daß man noch heute, da man doch einmal unterwegs sei, auf dem Rückwege nach dem Dorfe fahre, um wenigstens dem Gemeindevorsteher

seine Absicht kundzuthun und die nothwendigsten Einleitungen zu dem Handel zu treffen, wenn derselbe auch noch nicht selbst ausgeführt werden könne.

Der Meyer überlegte sich den Vorschlag rasch und sagte dann: „Ja, warum nicht? Wir bleiben dann nur eine Stunde länger unterwegs, aber der Tag ist ja lang. Indessen müssen wir vor allen Dingen erst die Bücher in Strachnitz in Augenschein nehmen und das dürfte am Ende nicht so rasch abgemacht sein. Was meinen Sie?“

„O, das besorgen Sie nicht,“ entgegnete Joël. „Die Bücher eines Gutes sind für einen Kaufmann, wie ich einer bin, leicht zu überblicken; sie sind höchst einfach und darin stehen nicht so viele Posten verzeichnet, wie in den meinen. Uebrigens lege ich auf diese Bücher bei unserer heutigen Verhandlung viel weniger Gewicht, als auf den unerlaubten und nicht gebuchten Holzverkauf, und wenn Sie den Mann darin zum Geständniß bringen können, so wird der Prozeß bald beendigt und der Uebelthäter ein für alle Mal abgethan sein. Doch das ist eben Ihre Sache.“

„Ja wohl, das ist meine Sache,“ rief der Meyer so froh aus, als ob er einem großen Vergnügen entgegenginge, „und darin lassen Sie mich nur machen. Ich werde mit ihm so kurz umspringen, daß Sie Ihre

Freude daran haben sollen, denn darin kann ich etwas leisten.“

Joël nickte und wurde immer heiterer gestimmt, da er den Meyer selbst so heiter sah. Auch begünstigte das Wetter ihre Fahrt ungemein. Heller Sonnenschein mit mäßiger Wärme lag auf dem vom Regen erfrischten Wald und ein leichter Wind blies von der Senne her und brachte Leben und Bewegung in die ganze Natur. Nur eine Betrübniß noch suchte den Meyer auf dieser Fahrt heim, und diese trat ein, als man die Gränze von Strachnitz erreicht hatte und er nun mit eigenen Augen den Zustand des sonst so schönen Gutes sah. Er machte Joël auf Alles aufmerksam, erklärte ihm, warum es schlecht sei und wie man es anfangen müsse, um es wieder gut zu machen, so daß dieser sich über den Scharfblick des Meyers wunderte, der auf den Feldern und im Walde so gut Bescheid wußte, wie er in seinem Comptoir und in seinen Rechnungsbüchern.

„Aber wart,“ sagte der Meyer, als man schon dicht an das Schloß herangekommen war, „das soll hier Alles bald anders werden. Jetzt haben wir Geld in Fülle, und Arbeiter, die etwas leisten können, will ich schon herbeischaffen. Es soll mir eine Freude sein, hier mit beiden Armen zu wirthschaften und in ein

paar Jahren soll Strachnitz ein ganz anderes Aussehen haben."

Nicht lange nachdem er dies gesagt, wurde er jedoch plötzlich still und blickte aufmerksam in die nächste Ferne vor sich hin. Nach einer kaum stundenlangen Fahrt war man in die Nähe des freiherrlichen Schlosses gelangt, das eben wie ein schönes Feengebilde aus seinen alten Parkbäumen hervortauchte und seine Spiegelscheiben in der Sonne blitzen ließ. Nachdem der Meyer aber eine Weile schweigend darauf hingeschaut, schüttelte er den Kopf und sagte leise zu Joël, so daß es Adam Riese nicht hören konnte:

„Mir wird mit einem Mal ganz sonderbar zu Muthe, Joël, da ich dies schöne Haus so dicht vor mir sehe, und Sie werden begreifen, warum. Herr Du mein Heiland, also hier soll meine Nella wohnen? Nun, ich bedanke mich beim lieben Herrgott, denn daß Solches geschehen würde, stand wahrhaftig nicht in meinem Zukunftskalender geschrieben. O der Doctor, der Doctor! Joël, was ist das für ein Mann, denn dem verdanken wir Beide doch eigentlich unser und unserer Kinder ganzes Glück!"

„Helf Gott!" erwiderte Joël mit einem tiefen Seufzer, „und er bewahre es ihnen! Ja, der Doctor ist ein seltsamer Mann mit wunderbarer Begabung,

das ahnte ich schon damals, als er zum ersten Mal an mein Krankenbett trat und mir die Hand auf die Stirn legte, denn von dem Augenblick an wurde mir besser zu Muthe und ich genas. Sein Vertrauen auf die Sterne ist unwandelbar und man möchte ihm beinahe glauben, daß sie reden können, da ihm ja Alles geglückt ist, was er begonnen hat und was sie ihm nach seiner Meinung eingegeben haben sollen. Doch halt — da sind wir!"

Wie Adam Riese schon unterwegs befohlen war, so fuhr er jetzt bei den Stallungen vor, wo die Herren aussteigen wollten, um im Schlosse durch ihre Ankunft kein Aufsehen zu erregen und durch das Rollen der Räder auf der hart gepflasterten Rampe nicht den Kranken zu stören. Indessen waren sie doch schon von Armin bemerkt worden, der bereits vor einer halben Stunde Reinhard's Brief erhalten, darüber in große Freude gerathen war und vom Fenster irgend eines Zimmers aus den Wagen vom Spiegelhof erwartet hatte. So kam er denn den beiden Freunden alsbald von der Rampe entgegen und bald lagen die Hände der Männer in einander.

„Guten Tag, Baron!" rief ihm der Meyer mit seiner derben Treuherzigkeit zu. „Na, da sind wir ja schon und ich bringe Ihnen auch eben so viele Grüße

von Nella mit, wie Sie ihr geschickt haben. Und von Reinhard auch ein halbes Dutzend."

„Den Doctor Blank nicht zu vergessen!" schaltete Joël ein, als er dem jungen Manne die Hand reichte.

„Nein, gewiß nicht," fuhr der Meyer fort, indem er auf der schönen breiten Treppe nach Armin's Wohnung emporstieg, welche er sich, wie alles Uebrige, da er ja noch nie im Innern des Schlosses gewesen, mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Auf diesem Wege auch fragte er Armin mit leiser Stimme: „Was macht Ihr Vater?"

Armin zuckte mit ernster Miene die Achseln. „Es geht schlecht," sagte er eben so leise. „Der Arzt ist erst vor zwei Stunden hier gewesen und hat uns nur geringen Trost gegeben. Er verzweifelt an seiner Wiederherstellung. Die Besinnung ist immer noch nicht zurückgekehrt und etwas kräftige Speise und die Arznei kann man ihm nur mit großer Mühe beibringen."

„So. Das ist übel und thut mir leid. Aber wer kann es ändern? Doch — was macht die Mutter?"

Man war eben in Armin's Wohnzimmer angekommen und die Herren wurden von ihrem Wirth

eingeladen, auf dem Sopha Platz zu nehmen, vor dem auf einem Tisch die bereits zur Hand gelegten Wirthschaftsbücher lagen, in denen Joël, ohne sich weiter um das Gespräch der beiden Andern zu bekümmern, gleich zu blättern begann, nach einer Weile aber schon, um dadurch nicht gestört zu werden, sich in eine ferne Ecke an's Fenster setzte und ohne Aufenthalt seine Arbeit mit kundigem Auge und haarscharfer Prüfung begann.

Armin hatte auf die Frage des Meyers abermals die Achseln gezuckt und seine Miene den Ausdruck wahrer Betrübniß angenommen. „Ach, meine Mutter!“ sagte er mit einem tiefen Seufzer. „Sie ist ein Engel an Sanftmuth und Barmherzigkeit und thut, was sie kann, um dem Kranken von Nutzen zu sein. Sie sitzt von Beginn seiner Krankheit an neben seinem Lager und weicht fast gar nicht von ihm. Nur mit Mühe kann man sie überreden, Nachts in ihr Bett zu gehen, um ihre schwachen Kräfte nicht noch mehr anzugreifen.“

„So, das ist auch übel, aber sie erfüllt ihre Pflicht und das freut mich. — Und nun nur noch eine Frage und dann zu dem Inspector. — Haben Sie ihr erzählt, daß Sie — Ihren Beschützer und Wohlthäter entdeckt und daß er — der Geheimrath Theodor Hüllessen ist?“

„Ja, sie weiß Alles und ich habe ihr nicht das Geringste verschwiegen. Eben so ist ihr auch bekannt, in welches Verhältniß ich — zu Ihnen getreten bin und sie ist in Wahrheit glücklich darüber, da sie dadurch endlich meinen höchsten Lebenswunsch erfüllt sieht.“

„Das ist mir lieb. Aber was hat sie über den Doctor gesagt?“

„Mir kein Wort. Sie schien vor Erstaunen anfangs ganz erstarrt, und als ich ihr Alles berichtet, was ich wußte, verließ sie mich, schloß sich eine Stunde in ihr Zimmer ein und, als sie wieder heraustrat, sah ich, daß sie bitterlich geweint, denn ihre Augen waren ganz verschwollen. Ich wagte aber nicht, sie zu fragen, da ich bemerkte, wie schwer sie innerlich litt und wie bewegt sie war, und da sie nicht von selbst sprach, schwieg auch ich.“

„So, nun, den Grund davon kann man sich denken und mir thut die arme Frau von Herzen leid. — Doch jetzt genug davon und nun wollen wir uns zu dem Inspector wenden. Wo sind die beiden Briefe, die ihm den heimlichen Holzverkauf zur Last legen?“

Armin zog sie aus seiner Brusttasche und reichte sie dem Meyer hin. Dieser durchflog sie rasch, aber

doch mit einiger Aufmerksamkeit und mehrmals nickte er grimmig lächelnd dabei. „Hm," sagte er, als er fertig war und sie vor sich auf den Tisch legte, „die Angaben sind so genau und bestimmt, daß fast kein Zweifel obwalten kann. Der Halunke ist von Halunken verrathen, weil er ihnen wahrscheinlich das Maul nicht genügend gestopft hat und so haben sie zu dem immer gemeinen, oft aber auch nützlichen Mittel der anonymen Briefe gegriffen. Aber bevor wir weiter gehen, wollen wir abwarten, was Joël sagt. — Sehen Sie doch, wie seine Augen mit Falkenschärfe über die Seiten fliegen und wie er im Stillen rechnet. Ah, und seinen Bleistift gebraucht er auch und er hat bereits etwas Verdächtiges gefunden, ich sehe es ihm an."

So unterhielten sie sich noch beinahe eine Viertelstunde leise mit einander, um Joël nicht zu stören; nach dieser Zeit aber stand der alte Mann auf, nahm seine Brille ab, trat zu den Beiden heran und nickte ihnen lächelnd zu.

„Ich habe nur die zwei letzten Jahre in Betracht gezogen," sagte er, „aber damit habe ich vollkommen genug und es kann kein Zweifel obwalten, daß die Bücher nicht nur in ganz geschäftswidriger Weise geführt, sondern auch wissentlich und absichtlich gefälscht

sind. Von den Radirungen abgesehen, hat der gute Mann sich auch bisweilen stark verrechnet und ganz falsche Summen an das Ende gesetzt. So kann nur ein dummer Teufel handeln oder ein Mann, der überzeugt ist, daß Niemand ihm auf die Finger paßt. Sehen Sie doch zum Beispiel hier" — und er schlug eine Seite auf — „die Ausgaben hat er immer mit fester Hand eingetragen und sie mögen auch richtig sein, aber bei der Eintragung der Einnahmen hat sie gezittert und er hat überlegt, wie viel oder wie wenig er ansetzen soll, und hierbei kommen auch die meisten Radirungen vor. So steht auch in der That keine Einnahme für verkauftes Holz darin und die hat er also ganz zu buchen vergessen, wenn das Holz wirklich verkauft ist."

„Darüber kann kein Zweifel bestehen," entgegnete der Baron, „die Holzfäller haben mir ja gesagt, daß das Holz abgeholt und wohin es gefahren ist, was genau mit den Angaben in diesen beiden Briefen übereinstimmt."

„So," sagte der Meyer, „nun, dann wissen wir ja, wie die Sache zusammenhängt. Was meinen Sie, Joël?"

Dieser warf noch einen Blick auf das Buch, das er vor sich gelegt, dann sagte er mit der größten Be-

stimmtheit: „Der Inspector ist ein Fälscher, das will ich ihm aus verschiedenen Gründen mit mathematischer Sicherheit nachweisen — ob er aber auch ein Dieb ist und das Gut seines Herrn in seine eigene Tasche gesteckt hat, das ihm zu beweisen, sollte mir nach dem Vorliegenden schwer werden.

„Aber mir nicht!" sagte der Meyer derb. „Und nun gehört der Knabe mir, Baron, und ich bitte Sie, ihn mir ganz allein zu überlassen. Ich will ihn mit einem Donnerwetter überraschen und das soll ihm so auf den Kopf fahren, daß er froh sein wird, wenn er die Beine in die Hand nehmen und sich auf der Stelle vom Gute trollen kann. Und das wollen wir ja eben, denn aus einem Prozeß gegen ihn käme nicht viel für Sie heraus, da er gewiß nichts in Händen oder sein gestohlenes Gut so weit bei Seite gebracht hat, daß man es nicht erreichen kann. Lassen Sie ihn sogleich rufen, denn wir haben nicht lange Zeit und noch einen weiten Weg vor uns."

Der Baron zog die Glocke und als der alte Diener fast augenblicklich hereintrat, gebot er ihm, den Inspector herzubescheiden, ihm aber nicht zu sagen, daß Besuch bei ihm sei. Als der Auftrag aber gegeben und der Diener wieder gegangen war, wandte er sich zum Meyer und fragte: „Warum haben Sie denn so

wenig Zeit und welchen weiten Weg müssen Sie noch zurücklegen?"

Des Meyers Gesicht verzog sich zu einem behäbigen Lächeln, seine blauen Augen blinzelten schlau zu Joël hinüber und er sagte: „Wir wollen noch nach B . . . fahren und dem Gemeindevorsteher einen Besuch abstatten. Doch — warum damit hinterhaltig sein?" unterbrach er sich, „und so hören Sie das Ganze. Wir, oder vielmehr unser Freund Joël will den großen Gemeindewald zwischen Strachnitz und dem Spiegelhof kaufen — ja, das will er und nun, was sagen Sie dazu?"

„Wie? Den schönen Wald, um den Sie so lange vergeblich gehandelt haben?"

„Denselben, ja, mein Lieber. Und wissen Sie, wozu? Nun, er soll eine Art Aussteuer für seine Tochter Esther sein," fügte er schmunzelnd bei.

„Ihre erste wenigstens!" schaltete Joël ein und strich sich behaglich seinen langen Bart.

„Wie denn ihre Aussteuer?" fragte der Baron, sichtbar betroffen. „Will sie sich denn verheirathen?"

„Ach ja so!" lachte der Meyer laut auf und nickte Joël zu. „Der weiß es ja noch nicht! — Ja wohl will sie sich verheirathen, so gut wie Nella es will, und rathen Sie einmal — mit Wem?"

Der Baron sah bald den Meyer und bald Joël an und sein lebhaft geröthetes Gesicht nahm immer mehr den Ausdruck freudigen Staunens an. Endlich lächelte er, denn er glaubte auf des Meyers heiterer Miene allmälig das ihm bisher verborgene angenehme Geheimniß zu lesen. „Wäre es möglich!" rief er mit hell aufblitzenden Augen.

„Ja, nicht nur möglich, sondern es ist wirklich so und Sie haben es endlich errathen, wie ich sehe. Esther ist Reinhard's Braut und morgen können Sie zu uns kommen und ihm gratuliren, wenn Sie nichts Besseres auf dem Spiegelhof zu thun haben."

„Aber mein Gott, wie ist das so rasch gekommen?" fragte der Baron, der diese so wichtige und für seinen Freund so süße Neuigkeit kaum begreifen zu können schien.

Joël blickte sinnend zu Boden, nickte dann aber vergnügt. „Fragen Sie nur Ihren alten Freund, den Doctor," sagte er, „der hat auch dies schwere Werk mit Gottes Hülfe zu Stande gebracht."

„O, der Doctor!" seufzte Armin freudig auf. „Ja, wenn der seine Hand dabei im Spiele gehabt, dann wundere ich mich nicht länger. O, welch ein Mann, welch ein Mensch!"

In diesem Augenblick hörte man vor der Thür

sprechen, denn die Tritte herankommender Menschen hatte man auf den die Corridore bedeckenden Teppichen nicht vernehmen können. Gleich darauf trat der alte Bediente wieder ein und fragte, ob der Herr Inspector hereinkommen dürfe, er stehe draußen vor der Thür und sei eben erst von den Feldern nach Hause zurückgekehrt.

„Ja!" donnerte des Meyers Stimme, der sich zu seiner ganzen Höhe erhob und eine Haltung annahm, als wolle er sich mit voller Wucht auf einen ihm ebenbürtigen Gegner stürzen. „Wir erwarten ihn schon!" Und nun sich zu Armin wendend, sagte er rasch: „Ueberlassen Sie ihn mir allein und bleiben Sie blos mein stummer Zeuge. Ich kenne ihn und weiß, wie ich ihn nehmen und fassen muß, und er — er kennt auch mich. Ha!"

Die Thür ging auf und mit einem an Frechheit gränzenden Selbstvertrauen trat die große Gestalt des Inspectors in ihrer gewöhnlichen hochmüthigen Haltung herein, die aber plötzlich kleiner und in ihrem ganzen Gehaben etwas weniger zuversichtlich zu werden schien, als er den Meyer in seiner unnachahmlichen männlichen Strenge und Gediegenheit vor sich stehen sah, der in der ganzen Gegend und auch ihm als ein guter Landwirth, ein gewiegter Geschäftsmann, aber auch als ein

Mann von Charakter bekannt war, der, von Natur etwas derb und unzugänglich, in mancherlei Beziehung als ein schwer zu behandelnder Eisenkopf galt. Aber auch Joel's Anwesenheit, seine würdevolle ruhige Miene und seine sichere feste Haltung hatte ihn etwas eingeschüchtert, zumal derselbe das große Wirthschaftsbuch aufgeschlagen in der Hand hielt, das er jedoch, nachdem er den Inspector mit prüfendem Blick eine Weile angeschaut, auf den Tisch legte und sich dann einen Stuhl heranzog, um in aller Ruhe darauf Platz zu nehmen.

Der Inspector war, wie gesagt, ein stattlicher und dabei breitschultriger Mann, wohlgenährt, mit einer gesunden Gesichtsfarbe und dünnem flachsblonden Haar und Bart. Aber auf seinem Gesicht lag zu gewöhnlichen Zeiten der Ausdruck hochmüthiger Selbstschätzung und in seinem mattgrauen Auge ein falscher Blick, der sich auch jetzt kenntlich genug verrieth, als er, offenbar betroffen, von einem der Herren auf den andern schielte und dann, halb neugierig, halb ängstlich auf des Meyers strengem Antlitz haften blieb. Mit jedem Augenblick auch, je länger dieser sich still verhielt, obgleich er, nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, heute hier der Wortführer zu sein schien und zuerst absichtlich schwieg, um den vor ihm stehenden

Mann mit durchdringendem Blick einer genauen Musterung zu unterwerfen, wurde seine Verlegenheit größer, und um sie nur einigermaßen zu verstecken, verbeugte er sich wiederholt bald vor dem Baron, bald vor dem Meyer, während er Moses Joël, den er natürlich auf der Stelle für einen Juden erkannt, gar nicht zu beachten schien.

„Herr Inspector," begann endlich der Meyer mit seiner sonoren und heute wunderbar ernst klingenden Stimme zu reden, „der Herr Baron hier, der jetzige Pächter und einstige Besitzer von Strachnitz, hat Sie hierher beschieden, weil er Ursache zu haben glaubt und nach meiner Meinung auch wirklich hat, mit Ihrer Amtsführung nicht zufrieden zu sein, und so, im Vertrauen auf meine Freundschaft und Unparteilichkeit, hat er mich zum Schiedsrichter zwischen sich und Ihnen erwählt; so wissen Sie also, in welcher Eigenschaft ich hier vor Ihnen stehe. Sie kennen mich doch?"

Er schwieg einen Augenblick, als wolle er erst die Antwort auf seine letzte Frage abwarten, der Inspector aber, dem das Blut allmälig aus dem Gesicht zu weichen begann, räusperte sich einige Mal und stotterte dann:

„Ja, ich kenne Sie und weiß, daß Sie der Herr

Meyer Saaltrup vom Spiegelhof sind. Aber inwiefern hat der — junge Herr Baron Ursache, mit meiner Amtsführung nicht zufrieden zu sein, da er mich noch gar nicht kennt und erst vor Kurzem auf das Gut gekommen ist, während ich bisher dem — alten Herrn Baron ein treuer Mitarbeiter und Helfer in seinen — derangirten Verhältnissen gewesen bin?“

„Ach,“ versetzte der Meyer achselzuckend, „von Ihrer treuen, dem alten Herrn Baron bewiesenen Hülfe ist hier eben so wenig die Rede, wie von seinen — derangirten Verhältnissen, die, das kann ich Ihnen beiläufig auf Treue und Glauben versichern, sich zu sehr — rangirten gestaltet haben. Doch das geht Sie ja nichts an. Und so wollen wir lieber kurz zu Werke gehen, denn wir haben nicht viel Zeit, uns mit Ihnen lange aufzuhalten. Wenn Sie jedoch eine nähere Auseinandersetzung Ihrer hiesigen Amtsführung wünschen, so wird dieser Herr hier —“ und er zeigte dabei auf Moses Joël — „der ein Bankier und gewiegter Kaufmann ist, Ihnen auf der Stelle beweisen, daß wir mit unsern Behauptungen im Recht und Sie — im Unrecht sind. Er hat nämlich in jenem Buch, das Sie da vor sich sehen und welches Sie mit eigener und alleiniger Hand geführt haben, Berechnungen und Zahlenzusammenstellungen gefunden, die offenbar falsch

sind und die beweisen, daß Sie Ihre zwei letzten Jahresabschlüsse auf künstliche Weise zusammengestoppelt und dadurch Anderen mundgerecht zu machen versucht haben. Doch — diese Fälschungen nachzuweisen, kann man füglich den Gerichten überlassen und damit wollen wir uns also in diesem Augenblick nicht länger befassen. Ich komme zunächst zu etwas Anderem und zwar zu einer abermaligen — Fälschung, die wir Ihnen durch diese Briefe nachweisen können, die uns von glaubwürdiger Hand zugegangen sind. Sie haben, wir wissen es genau, in den letzten Jahren ungewöhnlich viel Holz schlagen lassen, ganze Waldstrecken niedergelegt und dasselbe — in und bei Detmold — ah! Ihr Gewissen verräth sich schon auf Ihrem aschbleichen Gesicht — zu Schleuderpreisen verkauft, dabei aber ganz vergessen, die dafür erhaltenen Summen in dieses Buch einzutragen. Wie hängt das zusammen und wie rechtfertigt es sich? Doch halt! Antworten Sie mir darauf lieber nicht, die Wahrheit würden wir von Ihnen doch nicht zu hören bekommen und wir wollten ja kurz sein. So fasse ich mich denn sehr kurz und sage: wenn Sie in Betreff dieser meiner im Namen des Barons erfolgten Beschuldigung im Rechte sind und der Herr Baron also im Unrecht ist, so verklagen Sie ihn. Wir aber meinen gerade das Gegentheil

und so spreche ich einfach Folgendes zu Ihnen, mein Herr Inspector. Sie kennen unsere Gesetze und wissen, daß sie mit einem Mann — von Ihrem Kaliber ernstlich umspringen. Wollen Sie also, daß ich sie anrufe, um Sie unter Schloß und Riegel bringen zu lassen, oder ziehen Sie es vor, freiwillig von dannen zu gehen, ohne zu fragen, wer uns das Recht gegeben hat, Kläger und Richter in einer Person zu sein? Denn wir, der Herr Baron und ich — sind gegen Sie in unserm Recht, wenn wir Kläger und Richter in unserer eigenen Angelegenheit sind. Jetzt antworten Sie kurz und bündig, alle weiteren Umschweife sind überflüssig — wollen Sie freiwillig und von uns unbehindert gehen, ohne daß wir Sie gerichtlich belangen, gut, dann sind wir zufrieden und froh, daß wir einen Taugenichts weniger unter uns haben, und so sprechen Sie ein einfaches Ja oder Nein!"

Es ging in dem wie von einem Donnerschlage niedergeschmetterten Mann sichtlich ein schwerer, aber kurzer Kampf vor. Die Augen wagte er nicht mehr vom Boden zu erheben und er sah auch Niemand mehr an, so lange er noch im Zimmer war. Einige Secunden verhielt er sich still, dann begann er sich erst leise, dann lauter zu räuspern, und endlich stotterte er so leise, daß man ihn kaum verstand:

„Ich will gehen, und um so lieber, da ich ja doch zu Michaelis hätte gehen müssen.“

„Aha,“ sagte der Meyer mit sich gleich bleibender Ruhe, „daran thun Sie wahrhaftig recht, Mann. Nun denn,“ fuhr er rascher und heftiger fort, „so packen Sie Ihre Sachen und gehen Sie auf der Stelle. In einer Stunde müssen Sie, ohne mit einem Menschen zu reden, das Schloß, und in zwei Stunden das Gut verlassen haben — wenn nicht, so lege ich meine Hand an Sie und übergebe Sie den Gerichten. So hält Sie also hier nichts mehr und Sie sind von jetzt an Ihr eigener freier Herr. Ansprüche an Lohn können Sie nicht mehr erheben, denn Sie haben seit Jahr und Tag mehr unrechtes Gut in Ihre Tasche gesteckt, als Sie Ihrem Herrn eingebracht. Das spreche ich zu Ihnen im Namen des Herrn Barons, und nun will ich noch ein Wort in meinem eigenen hinzufügen. So sage ich, der Meyer Saaltrup vom Spiegelhof, denn zu Ihnen, dem von uns verurtheilten bisherigen Inspector von Strachnitz: Schämen Sie sich, Mann! Sie waren einst ein ganz leidlicher und brauchbarer Kerl und versprachen viel Besseres, als Sie gehalten haben. Aber das hat Ihr mir wohlbekannter dummer Hochmuth, Ihr Leichtsinn, Ihre Eitelkeit, Ihre Genußsucht und Ihr Schlaraffenleben

auf anderer Leute Kosten zu Wege gebracht. Ja, noch einmal, schämen Sie sich, und wenn Sie einmal zufällig an einem Spiegel vorübergehen und Ihr Gesicht darin erblicken, sagen Sie sich: So sieht ein Schuft aus, den man für einen ehrlichen Mann hielt, bis man ihm die glatte Larve vom Gesicht gerissen hat. Ja, das sage ich Ihnen, der Meyer Saaltrup vom Spiegelhof, vor zwei vollwichtigen Zeugen, und das soll für Sie mein Lebewohl auf ewige Zeiten sein. Lassen Sie sich aber noch einmal über kurz oder lang in dieser Gegend ertappen, so stecken wir Sie ohne Barmherzigkeit in's Loch. Habe ich deutlich genug geredet und haben Sie mich verstanden?"

Der Inspector, ganz zu Boden geschmettert, sprach kein Wort mehr, aber seine krampfhaft zuckende Miene sprach laut genug: „Ja!"

„So gehen Sie, wir sind Ihres Anblicks satt!"

Der so furchtbar gedemüthigte Mann wankte, wie von einer unsichtbaren Gewalt hin und her geschleudert, zur Thür hinaus und Joël und der Baron sahen sich bei dieser kategorischen Handlungsweise betroffen an und wußten im ersten Augenblick nicht, was sie sagen sollten. Als die Thür aber hinter dem rasch über den Teppich Schlürfenden geschlossen war, wandte sich der

strenge Richter zu ihnen hin, lachte fröhlich auf und sagte:

„Sehen Sie, so helfe ich mir immer selbst, ohne die langweiligen und Geld verschlingenden Gerichte in Anspruch zu nehmen, die mir doch nie wieder zu meinem gestohlenen Gute verhelfen, wenn ich mit solchem Gelichter zu thun habe. Das wirkt unfehlbar und ich bin stets der Sieger. Daß der Mensch ein böses Gewissen hatte, sah ich, als er eintrat, aber nun seien Sie froh, Baron, Sie sind ihn ein für alle Mal los und da ich doch gleich mit Joël nach B . . . fahre, will ich Ihnen dort einen neuen Verwalter zu gewinnen suchen, einen Mann, den ich kenne und mit dem Sie zufrieden sein werden. Er ist ein redlicher, arbeitsamer Mensch und versteht sein Fach. Er ist auch eben erst aus dem Kriege zurückgekehrt und hat im Augenblick keine Stelle. Ich habe ihn neulich gesprochen und er hat mich um meine Verwendung gebeten, wenn sich eine gute Gelegenheit bieten sollte. Wenn ich ihn nachher sehe, werde ich ihm gleich sagen, worauf er hier sein Hauptaugenmerk zu richten hat, und daß ich das Rechte treffe, davon können Sie überzeugt sein. So, mein lieber Baron" — und er reichte dem jungen ihn dankbar anschauenden Mann die Hand hin — „das war mein heutiger

erster Besuch bei Ihnen und morgen wollen wir über andere Dinge reden. Sie kommen doch nach dem Hof?“

„Ja, gern, aber — Sie dürfen nicht mehr Baron zu mir sagen,“ bat Armin mit herzlicher Miene, indem er die große Hand des Meyers in seine beiden Hände nahm und ihn mit fast zärtlicher Hingebung ansah.

Der Meyer lächelte. „Nun ja,“ sagte er, „ich will es mir abzugewöhnen suchen, aber es ist einmal meine Art und Weise, Jedem sein Recht zu geben, wie ich mir das meine auch nicht schmälern lasse.“

„Ich habe ja jetzt auch noch ein anderes Anrecht an Sie,“ fuhr Armin mit fast gerührter Stimme fort, „meinen Sie nicht?“

„Ja, das haben Sie,“ sagte der Meyer laut und fest, „und so leben Sie wohl — lieber Armin! Grüßen Sie Ihre Mutter recht herzlich von mir und sorgen Sie, daß sie sich nicht zu sehr anstrengt. Sie muß sich noch lange für Sie und — Thusnelda erhalten, die ja leider schon viele Jahre keine Mutter mehr hat und sich gewiß nach einer solchen sehnt. — Und Ihrem Vater wünsche ich von Herzen baldige Besserung oder, wenn Gott es anders beschlossen haben sollte, ein ruhiges, friedliches Ende. Lebe wohl — mein Sohn!“

Armin stürzte dem wackeren Manne in die für ihn schon geöffneten Arme und verbarg sein Gesicht, um die Thränen nicht blicken zu lassen, die, verschiedenen Quellen entstammend, so eben in seinen Augen zu perlen begannen.

Bald darauf stiegen Joël und der Meyer, vom Baron bis auf den Hof begleitet, in ihren Wagen und im rascheſten Trabe der ausgeruhten Füchse ging es jetzt auf dem nächsten Wege nach dem Dorfe, um dem daselbst wohnenden brodlosen Verwalter und auch dem Gemeindevorsteher den ihnen zugedachten Besuch abzustatten.

Als die beiden im Wagen sitzenden Männer sich aber eine Weile schweigend verhalten hatten, da Jeder von ihnen über das eben vollbrachte Tagewerk nachzudenken Ursache haben mochte, sagte plötzlich Moses Joël, indem er den gedankenvoll in die Ferne starrenden Meyer sanft mit dem Ellbogen anstieß:

„Helf Gott! Mit dem Mann sind Sie auf sehr verständliche Weise abgefahren, bester Meyer, und ich möchte wahrhaftig in diesem Augenblick nicht an seiner Stelle sein. Der wird an Sie denken sein Leben lang. Aber wie kann ein Mensch nur so schlecht und zugleich auch so dumm sein!“

„Ha, ja, das ist ja eben das Merkwürdige und

oft Unbegreifliche bei solchem Diebsgesindel," lachte der Meyer auf, „daß es bei aller seiner Schlauheit, Andere zu betrügen, doch die Dummheit besitzt, die Grube nie zu sehen, die es sich selbst gräbt und in die es endlich hineinfallen muß. Aber mag es sein, wie es will, mein derbes Draufgehen hat uns geholfen. Ich wußte ja schon lange, und alle Welt wußte es, daß der Kerl den alten Baron heillos betrog, und wenn der junge Baron — ich meine, der Armin — nicht so lange von Hause abwesend und der Alte eine solche Nachtmütze gewesen und immer mit seinen adligen Kumpanen in der Irre umhergeschwärmt wäre, so würde das Donnerwetter, wenn auch in anderer Gestalt, ihm schon viel früher auf den Kopf gefahren sein. Aber nun ist es gerade zur rechten Zeit gekommen und jetzt erst ist Armin voller und unangefochtener Pächter von Strachnitz, bis er endlich der alleinige Besitzer geworden sein wird."

„Na, das wird nicht mehr lange dauern, wie mir scheint, denn wenn ein so alter gebrechlicher Mann, als welcher er mir trotz seines vornehmen und heftigen Wesens vor Augen trat, nicht schläft und nichts Kräftiges genießt, so kann die Maschine von Fleisch und Blut nicht mehr lange in Gang bleiben und muß in Staub zerfallen."

Der Meyer dachte ein paar Secunden nach, dann versetzte er: „Das glaube ich auch und am Ende wäre es so am allerbesten. Nicht meinetwegen, das glauben Sie mir, denn für mich ist der alte Herr ja doch eine Null, aber des Erben und der armen Frau wegen, die bei solch einem nichtsnutzigen Haustyrannen Höllenqualen ausgestanden haben muß, noch dazu, wenn sie, was wahrscheinlich der Fall, nie mit ihrem Herzen an dem ihr aufgedrungenen Manne, sondern an einem Anderen gehangen hat. An einem Menschen, wie der alte Baron einer ist, ist meiner Meinung nach, wenn er sterben sollte, nie etwas verloren, er steht sogar nur Besseren im Wege, so lange er einen Athemzug in sich hat. Wie wohl war es diesem Herrn von Hause aus zugedacht, welche Hülfsquellen standen ihm zu Gebote, welche reichen und schönen Gaben hatte ihm der Schöpfer anvertraut und doch, wie gemein und niedrig hat er sich damit auf Erden betragen! Alles, was er erhalten, hat er geringgeachtet, hat es vergeudet und verpraßt, nur um den Kitzel seiner Sinne zu befriedigen, und dabei hat er weder an Frau noch Kind gedacht, ja, hat ihr Hab' und Gut verschleudert, ohne vielleicht ein einziges Mal Reue über sein sündhaftes Thun zu empfinden. Pfui, ein solches Geschöpf ekelt mich an und regt mir zu-

gleich die Galle auf! Was wäre denn endlich aus Strachnitz und der Baronin und Armin geworden, wenn nicht eine höhere Macht eingegriffen und das Herz eines Anderen auf die rechte Stelle gelenkt hätte?"

„Da haben wir es ja wieder," lächelte Joël, „das haben die Sterne gethan und diesmal haben sie in der That ihr strahlendes Licht auf die rechte Stelle geworfen. Nun, wenn die Beiden, der Doctor und die Baronin, sich einmal wiedersehen sollten, dann möchte ich ein Mäuschen sein, um ihrer Begegnung beizuwohnen."

„Ah ja," seufzte der Meyer auf, „ich möchte auch noch einmal meine gute Nella wiedersehen, aber das wird erst geschehen, wenn ich hier auf der Erde mit allem Uebrigen abgefunden bin."

„Helf Gott! Von den Todten sprach ich diesmal nicht, sondern von den Lebenden! Und wer hat nicht schon etwas Liebes auf der Welt verloren, bester Meyer?" tröstete Joël. „Ich auch, aber ich jammere nicht, sondern denke immer: der Herr hat es gegeben und er hat es genommen, und so muß es wohl recht und gut gewesen sein." —

So plauderten sie noch eine Zeitlang fort und bemerkten dabei nicht, wie rasch sie sich dem Dorfe

näherten, dessen spitzen Kirchthurm man schon in der Ferne zwischen den Bäumen auftauchen sah. In fünf Minuten hatten sie es auch erreicht und nun ließ der Meyer Adam Riese vor das Gasthaus des Herrn Engeling fahren, wo sie abstiegen und sich trennten, um Jeder für sich den Mann aufzusuchen, mit dem sie zu sprechen hatten, und die beide zufällig ganz in der Nähe des Gasthauses dicht bei einander wohnten.

Glücklicher Weise traf der Meyer den jungen Mann, den er als Verwalter nach Strachnitz bringen wollte und schon seit Jahren als einen tüchtigen und gewissenhaften Landwirth kannte, da er einst bei ihm selbst seine Schule durchgemacht, zu Hause und seine Botschaft rief eine große Freude bei demselben hervor, da es dem durch den Krieg aus seiner Stelle Gedrängten sehr um baldige Beschäftigung zu thun war. Bald hatte der intelligente Mann Alles vernommen, was der Meyer ihm zu sagen wußte, und er gelobte mit Hand und Mund, seinen Erwartungen zu entsprechen und gleich am nächsten Morgen nach Strachnitz zu fahren und sein neues Amt anzutreten. Auch ihm war des bisherigen dortigen Inspectors Raubsystem schon lange bekannt geworden, wie er denn auch mit den Verhältnissen auf dem Gute ziemlich vertraut war,

aber die größte Freude äußerte er, als er vernahm, daß er nicht unter des alten Barons Botmäßigkeit, sondern unter die seines Sohnes treten sollte, den er als braven und redlichen Mann schildern gehört und vor dem Jedermann die größte Achtung hegte. Von dem Verhältniß jedoch, in welches derselbe in naher Zeit mit dem Meyer Saaltrup treten würde, ahnte er nichts, vielmehr nahm er nur an, daß der alte Herr im Interesse seines Sohnes handle, dessen Freundschaft mit dem jungen Baron ja überall bekannt war.

So war denn diese Verhandlung zu beiderseitiger Zufriedenheit bald abgemacht und der Meyer verließ den neuen Verwalter von Strachnitz mit dem festen Vertrauen, daß sein zweiter heutiger Schritt eben so zum Besten seines künftigen Schwiegersohnes ausfallen würde, wie sein erster. Als er dann in das Gasthaus zurückkehrte und sich eine Tasse Kaffee und Adam Riese ein Glas Bier geben ließ, setzte er sich vor die Thür des Hauses, das Auge immer auf das Haus des Gemeindevorstehers gerichtet haltend, das gerade vor ihm lag und in dem Joël sein Geschäft nun bald beendigt haben mußte. Er brauchte auch nicht gar lange auf ihn zu warten und als Joël vor der Thür sichtbar wurde, befand sich der Vorsteher mit einem sehr aufgeklärten Gesicht an seiner Seite und der scharfsichtige

Meyer glaubte dem Letzteren anzusehen, daß der Verkauf vorläufig abgeschlossen sei und die Gemeinde sowohl wie ihr Vertreter einen guten Handel gemacht habe. Das wußte Niemand besser als der Meyer selber, indessen da das Geld diesmal nicht aus seiner Tasche floß und Joël ja ein reicher Mann war, der Dergleichen ohne Harm ertragen konnte, war er damit zufrieden und so stand er, allerdings etwas neugierig, auf und ging den beiden Männern entgegen, die ihn auch schon bemerkt hatten und rasch auf ihn zukamen.

„Na," sagte der Meyer zu dem Gemeindevorsteher, einem handfesten und krausköpfigen Mann, indem er ihm leutselig die Hand bot, „da habe ich Ihnen doch wohl endlich einen guten Kunden in's Haus geschickt, wie?"

Der Vorsteher lächelte verschmitzt, denn schlau war er wie alle westphälischen Bauern, wenn es sich um das Mein und Dein handelt und sie ein Stück Geld verdienen können, und sagte, nachdem er dem Meyer vertraulich die Hand geschüttelt: „O ja, Herr Meyer, und ich danke Ihnen, wenn Sie die Finger dabei im Spiele gehabt. Indessen ist unser Handel noch nicht perfect geworden und ich habe dem Herrn hier die Bedingung gestellt, daß er mir erst Ihre Einwilligung

zu dem Kaufe bringt, da Sie als unser nächster Nachbar, der ein großes Interesse an jener Waldung hat, das Vorkaufsrecht besitzen und mir schon oft Ihre Neigung verrathen haben, sie zu kaufen."

„Ich verzichte ein für alle Mal darauf," entgegnete der Meyer, Joël einen raschen Blick des Einverständnisses zuwerfend, „und trete meine älteren Vorrechte an diesen Herrn ab, der mein Freund ist und ein eben so großes Interesse wie ich an jener Waldung hat."

„Na, wenn es so steht," versetzte der Vorsteher mit vergnügtem Gesicht, „dann bin ich zufrieden, denn in allem Uebrigen bin ich ja mit dem Herrn einverstanden. Er handelt nicht so gewaltig, wie Sie, Herr Meyer, und wenn Sie geboten hätten, was er nach kurzem Besinnen that, da ich ihm sagte, was Sie uns schon längst haben geben wollen, so wäre der Wald schon seit Jahr und Tag der Ihre gewesen."

„Ich danke," lächelte der Meyer, „ich kann ihn nun nicht mehr gebrauchen, denn ich werde meinen Hof bald an meinen Sohn abtreten und nach der Stadt ziehen."

Der Vorsteher machte große Augen, als er dies hörte, und schien es um so weniger dem Meyer zu glauben, da dieser bisweilen seinen Spaß mit ihm zu

treiben liebte. „Na ja," sagte er auch sogleich, „wenn das Wort eine Brücke wäre, so ginge ich wahrhaftig nicht darüber hin, denn daß Sie sich nicht von Ihrem Hof trennen werden, bis man Sie in die Grube legt, möchte ich beschwören. Ich will ein Narr sein, wenn Sie in so guten Jahren und mit so rüstiger Kraft Ihrem Hof den Rücken kehren."

Hier lachte der Meyer laut auf, reichte dem Vorsteher zum Abschied die Hand und sagte: „Ich werde Sie beim Wort nehmen und ob Sie falsch schwören und ein Narr sind, mögen Sie sich selbst sagen, wenn Sie ein halbes Jahr älter geworden sind. Ich halte Sie aber trotzdem nicht dafür, sondern für einen verteufelt klugen und verständigen Mann, der nur bisweilen die Neigung hat, sich für einen Thaler zwei geben zu lassen. Aber das thun ja Viele und somit Gott befohlen!"

Jetzt verabschiedete sich auch Joël von dem Vorsteher und versprach, am folgenden Tage früh wiederzukommen und mit ihm den Kauf vor Gericht abzuschließen. Dann wurde Adam Riese, der mit dem Wagen etwas abseits hielt, herbeigewinkt und bald saßen die beiden Freunde wieder darin und die Füchse trabten auf dem nächsten Wege nach dem Spiegelhof ab, und zwar zu einer Zeit, als die Sonne schon

untergegangen war und tiefere Abendschatten allmälig auf die Felder und Wälder herabzusinken begannen.

„Na," sagte der Meyer nach einiger Zeit, „Sie sind ja so still, Joël. Reut Sie Ihr Kauf?"

Joël faßte des Meyers Hand und drückte sie fest, indem er ihm mit einem frohen und gutmüthigen Lächeln in's Gesicht sah. „Nein," sagte er, „im Gegentheil, ich freue mich, daß auch dies Geschäft so gut wie abgemacht ist und in vierundzwanzig Stunden wird es ganz vollendet sein."

„Darf man wissen, wieviel Sie dem Manne geboten haben? Denn ich möchte nicht, daß man Sie schindet, wie man mich schinden wollte."

„Befürchten Sie das nicht, so leicht gelingt das Niemandem; diesmal aber durfte ich nicht geizig sein und übermäßig handeln, denn es galt ja der Morgengabe meiner Tochter und Ihres Sohnes, und bei solchen Gelegenheiten läßt man gern Fünf eine gerade Zahl sein." — Und er nannte die Summe, die er zu zahlen versprochen.

„Na," sagte der Meyer, „das sind zweitausend Thaler weniger, als sie mir zuerst abforderten, und tausend Thaler mehr, als ich ihnen zuletzt bot. Die

Halunken! Aber so viel ist die Waldung werth und Sie haben keinen schlechten Kauf gemacht.“

„Das wußte ich schon vorher, sonst würden Sie nicht nur tausend Thaler weniger geboten haben, was mir der Vorsteher auch wiederholt bemerklich machte.“

„Das ist richtig,“ versetzte der Meyer, „und nun können wir also auf ein ganz hübsch vollbrachtes Tagewerk zurückblicken, alter Freund, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Joël mit aufleuchtendem Auge, „und ich freue mich sehr, daß wir so gute Nachrichten mit nach Hause bringen. Was werden die Kinder sagen!“

„Ja, die Kinder!“ rief der Meyer frohlockend. „Na, die gerathen jetzt aus einem Himmel in den andern und ich würde es ihnen kaum verdenken, wenn sie etwas übermüthig würden, aber das werden sie nicht.“

„Nein, das werden sie nicht!“ bestätigte Joël sinnend und Beide blieben nun längere Zeit in Gedanken versunken sitzen und gedachten gewiß mit ganzem Herzen des Glücks ihrer Kinder, das ja auch das Glück der Eltern ist, wenn es die wahren Kinder und die wahren Eltern sind. —

In einer guten halben Stunde, als das Haus auf

dem grünen Hügel des Spiegelhofs schon tief im Abendschatten der Bäume lag, kamen sie bei den Kindern an, die mit dem Doctor stillvergnügt am Teiche umherwandelten, und nun war auf allen Seiten die Freude groß, als man nach und nach die Nachrichten vernahm, die man ihnen mitgebracht. Am begierigsten aber, Alles zu erfahren, was auf Strachnitz vorgefallen, zeigte sich Thusnelda und ihre Augen hingen voll gespannter Erwartung an dem Vater, und da er es bald bemerkte, richtete er ihr Armin's Grüße aus und fügte hinzu, daß ihm das Strachnitzer Schloß und seine schöne Lage außerordentlich wohl gefallen habe und daß der Baron — Armin, verbesserte er sich schnell — morgen herüberkommen und sie besuchen werde.

„Und ich muß noch einmal nach B . . . fahren," sagte Joël zu Doctor Blank, „und muß Sie also schon wieder um Ihre Ponies bitten."

„Helf Gott!" scherzte dieser in bester Laune, indem er die Geberde und den Blick Joël's nachahmte, die dieser in der Regel bei seinem Lieblingsausruf zeigte, „schon wieder? Na, ich sehe es ein, die Mausgrau hat Recht, die kleinen Pferde werden die vielen Strapazen, die sie jetzt haben, nicht lange aushalten, und ich werde mir ein paar größere anschaffen müssen.

Morgen aber werden ihre Kräfte wohl noch ausreichen, und so begleite ich Sie nach B . . ., da Esther, als angehende Meyerfrau, ja doch wohl wieder im Spiegelhof — eine Kuh melken lernen muß."

In so heiterer Laune blieb man bei dem lauen Abend bis nach zehn Uhr zusammen und erst dann stiegen die Bewohner von Blanksruh in ihr kleines Gefährt, um beim schönsten Sternenflimmern durch den schweigenden und allerlei Wohlgerüche ausduftenden Wald ihrer stillen Heimath zuzueilen, in der Frau Mausgrau heute ungewöhnlich lange allein geblieben und fast in Verzweiflung war, daß ihrem guten Herrn — der im Ganzen doch ein gescheidter Mann — und seinen Gästen etwas Schlimmes begegnet sein könne. Um so froher aber war sie, als sie nun Alle gesund und munter anlangen sah; sie frohlockte laut und warf sogar Isaak einen friedfertigen Blick zu, den dieser mit einem heiteren Grinsen und Gekicher erwiderte, was bei ihm der Ausdruck seiner höchsten Zufriedenheit war.

Fünftes Capitel.

Bei den Sternen.

Früher denn je waren am nächsten Morgen alle Bewohner des Spiegelhofs munter und Thusnelda zeigte sich zeitig in der Tenne unter den Mägden, um alle ihre häuslichen Pflichten so rasch wie möglich zu erfüllen und nachher freie Zeit zu haben, wenn der Freund ihres Herzens käme, den sie, wie ihr Vater ihr ja gesagt, schon am Morgen erwarten durfte. O wie glücklich und zufrieden fühlte sie sich jetzt, da nicht nur alle Schranken zwischen ihr und Armin von Strachnitz beseitigt waren, sondern auch ihr geliebter Bruder den Kampf siegreich bestanden, der ihm aus den Vorurtheilen der ihm widerstrebenden Gewalten zu entspringen gedroht. Alles um sie her ging fortan in glattem Geleise dahin und wickelte sich im ruhigen Verlaufe der Dinge allmälig ab, und was etwa für die Bewohner von Strachnitz noch Ernstes und Schweres

kommen sollte, konnte und mußte man in größter Gelassenheit abwarten, da daran nichts zu ändern und zu bessern war.

Auch der Meyer und Reinhard ließen sich an diesem Morgen schon frühzeitig blicken und beriethen sich, was im Laufe des Tages auf den Feldern geschehen solle. Als aber Reinhard äußerte, er wolle diese und jene Arbeit übernehmen, lachte sein Vater laut auf und meinte, daß er nicht glaube, daß es ihm damit Ernst sei und daß er nicht die Miene annehmen solle, als ob er sich jetzt ganz besonders zur Führung der Geschäfte aufgelegt fühle. Er wünsche sogar, daß er ein paar Tage allein seinem Vergnügen nachgehe, nach Blanksruh reite und sich erst vollständig mit Joël und Esther verständige, ehe er sich wieder unter das ernste Joch seiner landwirthschaftlichen Geschäfte begebe. Er allein sei Mann genug, die erforderlichen Arbeiten wie früher zu besorgen und übrigens gäbe es jetzt so wenig zu schaffen, daß sich sein ganzes Thun und Treiben auf ein Hin- und Herreiten beschränke, um nach dem allmälig reifenden Getreide auszuschauen, und erst wenn die Ernte beginne, werde er ihn zur Arbeit rufen und da könne er noch genügend beweisen, was er zu leisten vermöge.

Reinhard dankte dem Vater mit freudigem Herzen

für die Freiheit, die er ihm gewährte, aber dennoch ging er ihm überall zur Hand, wo er ihm einige Mühe abzunehmen glaubte, und sah nach, ob im Hause selbst Alles in bester Ordnung sei und die Knechte zu gehöriger Zeit an die leichte Sommerarbeit gingen, die ja verhältnißmäßig die wenigsten Kräfte auf dem Lande in Anspruch nimmt. So war er bis um acht Uhr so ziemlich mit seinen Anordnungen fertig geworden und nun erwartete er mit freudiger Spannung die Bewohner von Blanksruh, da ja Esther wieder den Tag auf dem Hofe zubringen sollte, so lange ihr Vater und der Doctor auf ihrer Fahrt nach dem Dorfe begriffen wären.

Es war auch kaum acht Uhr vorüber, da hörte man schon aus der Ferne Isaak's Peitschenknallen, und die Hunde im Hofe, die diese angenehme Musik schon kannten, begannen sogleich mit in das Concert einzustimmen und ihre Freude über den Besuch der kleinen Pferde zu verrathen. Im hellsten Sonnenschein kamen diese denn auch heran, Isaak lenkte aber nicht in die Tenne ein, wie gewöhnlich, sondern hielt vor dem großen Thor, um Esther absteigen zu lassen, da die beiden alten Herren ohne Aufenthalt nach dem Dorfe weiter fahren wollten. Indessen hatten sie diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn sobald

der Meyer aus der Tenne getreten war, Esther aus dem Wagen gehoben, ihr einen Kuß gegeben und die Freunde begrüßt hatte, erklärte er ihnen, daß er sie begleiten wolle, um dem Abschluß des Handels als Zeuge beizuwohnen, aber nicht in dem gebrechlichen Puppenwagen des Doctors, da er befürchten müsse, denselben mit seinem Gewicht in Grund und Boden zu drücken, wie denn auch die kleinen Pferde nicht die Macht haben würden, ihn durch den aufgeweichten Sand nach dem Dorfe zu ziehen. So möchten sie denn lieber aussteigen, ein wenig in das Haus treten und abwarten, bis Adam Riese die Füchse vor die große Chaise gelegt, und das würde nicht lange dauern.

Dieser Rath schien den beiden Herren denn auch ganz vernünftig zu sein, da sie auf diese Weise ihre Reise viel schneller zurücklegen konnten, und so hielten sie sich ein Viertelstündchen auf dem Hofe auf, bis Adam Riese meldete, daß Alles zur Abfahrt bereit sei. Bald darauf fuhren sie in heiterer Stimmung ab und ließen die jungen Leute allein, die nun nicht lange im Zimmer blieben, sondern den schönen Morgen im Freien genossen und mit Thusnelda eifrig nach Armin ausschauten, den man ja nun auch bald erwarten konnte.

Indessen langte er erst gegen zehn Uhr auf rasch

laufendem Pferde an und wurde von allen Seiten auf das Herzlichste begrüßt, nachdem er seine Glückwünsche dem neuen Brautpaar abgestattet; allein so herzlich er seine freudige Ueberraschung äußerte, so merkte man ihm doch dabei an, daß sein Gemüth anderweitig etwas bedrückt war, und das erklärte sich bald, als er ihnen mittheilte, daß sein Vater sich in Lebensgefahr befinde und man jeden Augenblick das Aergste befürchten müsse, weshalb er sich auch nicht lange auf dem Hofe aufhalten dürfe. Man fand das natürlich und redete ihm nicht zu, seinen Pflichten im väterlichen Hause abtrünnig zu werden, aber man freute sich wiederum, als er berichtete, daß der neue Verwalter schon diesen Morgen um sieben Uhr auf Strachnitz eingetroffen sei, die Wohnung des bisherigen Inspectors bezogen und dessen Arbeiten augenblicklich übernommen habe. Er scheine ein rasch handelnder Mann zu sein und werde sich bald in dem Geschäftsgange orientirt haben, fügte Armin hinzu, vorläufig habe er ihn dem Großknecht überwiesen, der ein tüchtiger und zuverlässiger Mensch und dabei stets dem Inspector abhold gewesen sei.

So war der Besuch Armins heute also ein überaus kurzer und Reinhard und Esther ließen ihn mit Thusnelda eine Stunde allein, da die Beiden sich doch

wohl Mancherlei mitzutheilen hatten, wobei sie keine Zeugen gebrauchten. Schon um zwölf Uhr stieg Armin wieder zu Pferde und galoppirte nach Strachnitz zurück, nachdem er versprochen hatte, täglich einen Boten nach dem Spiegelhof zu senden, um Kunde von dem Befinden seines Vaters zu geben.

Als die drei jungen Leute auf dem Hofe wieder allein waren, gaben sie sich eine Zeitlang den ernsten Betrachtungen der Verhältnisse hin, die sich alsbald auf Strachnitz entwickeln würden, wenn der alte Baron das Zeitliche segnen sollte, aber sie hatten sich noch nicht lange damit beschäftigt, als die drei alten Herren vom Dorfe zurückkehrten und ihnen in froher Laune verkündeten, daß der Ankauf des bewußten Waldes erfolgt und derselbe von jetzt an für ewige Zeiten dem Spiegelhofe einverleibt sei. So war denn der Meyer Saaltrup oder vielmehr sein Sohn mit einem Mal ein großer Grundbesitzer geworden und selten oder nie hatte aus so verschiedenem Anlaß eine so große Freude auf dem Hofe geherrscht, wie an diesem Tage, obwohl Doctor Blank mitunter in eine ernste und fast verschlossene Stimmung gerieth, nachdem er erfahren, was sich auf Strachnitz vorbereite, und daß man jeden Augenblick das Ableben des kranken Barons erwarten könne.

Am freudigsten von Allen aber waren Joël und der Meyer gestimmt, denn sie empfanden zum ersten Mal das Glück, im engeren Familienkreise die Väter so glücklicher und dankbarer Kinder zu sein, indessen gaben sie sich nicht blos dieser frohen Empfindung hin, sondern beriethen auch ernstlich alle ihre Verhältnisse, die sich ja nun bald auf beiden Seiten ganz anders gestalten mußten. Zuletzt und nachdem sie Alles reiflich überlegt und besprochen, erklärte Joël, daß er schon am nächsten Tage nach Paderborn abreisen werde, um jedoch das neue Glück der jungen Leute nicht zu stören, willige er ein, daß Esther noch auf einige Zeit in Blanksruh beim Doctor bleibe, denn dieser werde jetzt nach so vielen Tagen der Aufregung und Störung einer ruhigen und gemüthlichen Gesellschaft bedürfen, und daß Esther ihm diese leisten würde, davon wären Alle gewiß überzeugt. Er selbst werde fortan an seine Arbeit im Comptoir gehen und nun seinen Neffen zu sich bescheiden, um das Geschäft selbstständig zu übernehmen, und wenn er Alles in Ordnung gebracht, werde er keinen Augenblick länger in Paderborn verweilen, sondern wieder nach Blanksruh oder dem Spiegelhof kommen, um das Weitere mit dem Doctor und dem Meyer zu berathen und die Einleitungen zu ihrer künftigen Lebensordnung zu treffen.

Erst spät am Abend fuhren die drei Personen wieder nach Blanksruh zurück und der Doctor, der etwas still war, hatte den ganzen Tag keine Aeußerung gethan, die darauf schließen ließ, daß er seiner alten Gewohnheit, zu arbeiten und seinen Studien obzuliegen, durch sein Verweilen auf dem Hofe ein Opfer gebracht, vielmehr hatte er wiederholt aus freien Stücken erklärt, daß er sich glücklich schätze, einmal längere Zeit ruhen zu können und inmitten der Familie des Meyers ein Theilnehmer des allgemeinen Glückes zu sein.

Schon am nächsten Morgen aber traf ein reitender Bote von Strachnitz auf dem Spiegelhof ein und brachte einige Zeilen von Armin an Thusnelda, die ihr verkündeten, daß man jeden Augenblick das Ableben seines Vaters erwarten müsse. Unter diesen Umständen könne er das Schloß nicht verlassen und müsse an seiner Mutter Seite bleiben, die sich in das Unvermeidliche ergeben habe und unermüdlich fortfahre, ihre Pflicht gegen den schwer erkrankten Gatten zu erfüllen.

Mit dieser Nachricht ritt Reinhard augenblicklich nach Blanksruh, um sie dem Doctor zu überbringen, und kam damit gerade noch zur rechten Zeit, um dem Abschied Joël's beizuwohnen, der schon am Abend vor-

her den Bewohnern des Meyerhofes ein herzliches Lebewohl gesagt hatte. Es war dies sowohl für Joël wie für Esther ein schwerer Moment, aber sie fanden sich in die kurze Trennung und gaben sich der Hoffnung auf ein baldiges frohes Wiedersehen von ganzem Herzen hin. Moses Joël litt freilich am schwersten darunter, denn er ging nur ungern von seinem Kinde fort; Esther dagegen tröstete sich diesmal leichter, denn sie hatte ja nun in Reinhard einen Beistand gefunden, wie sie keinen besseren haben konnte, und ihr alter Beschützer, der Doctor, zeigte sich so liebevoll und väterlich gegen sie, daß sie, nachdem der erste Trennungsschmerz vom Vater überwunden, wieder so heiter und glücklich wurde, wie sie es unter den obwaltenden Umständen nur sein konnte.

An demselben Tage aber, als Joël nach Paderborn abgereist war, traf Abends ganz spät auf dem Spiegelhofe die Nachricht von dem so eben erfolgten Ableben des alten Barons ein, die Reinhard sofort dem Doctor durch Adam Riese brieflich übermittelte. Wie die Verhältnisse einmal lagen, konnte Niemand über diesen Todesfall betrübt sein, im Gegentheil, er brachte Vielen eine Erlösung aus schwieriger Lage und langjähriger Pein, und vor allen Dingen war man auf dem Spiegelhof darüber einig, daß die so schnell eingetretene Ent-

scheidung wohlthätig auf die leidende Baronin einwirken müsse, nachdem sie mehrere Tage lang einer geistigen und körperlichen Anstrengung unterworfen gewesen, die ihre schwächliche Gesundheit auf die Dauer nicht hätte ertragen können.

Reinhard ritt am nächsten Morgen in aller Frühe nach Strachnitz, um seinem Freunde und dessen Mutter sein und seiner Verwandten Beileid auszusprechen, und zu seiner Freude fand er Beide ruhig und gefaßt, so daß sie alle Vorkehrungen zu der Beerdigung selbst treffen konnten, ohne der Hülfe des Meyers und seines Sohnes zu bedürfen, die Letzterer in seinem und seines Vaters Namen ihnen angetragen hatte.

Zwei Tage waren den Bewohnern des Meyerhofs und der kleinen Niederlassung am Fuß des großen Spiegelberges im ruhigsten und friedlichsten Stillleben verflossen. Fast beide Tage waren sie vom Morgen bis Abend beisammen gewesen, denn Esther hatte Doctor Blank, den sie aus verschiedenen Gründen sich jetzt nicht allein überlassen mochte, da sie seine nachdenkliche Stimmung vollkommen begriff, zu längeren Besuchen im Hofe zu überreden gewußt, und so war er ihr dahin gefolgt, ohne sich im Geringsten zu sträuben

oder, wie er wohl sonst that, wichtige Arbeiten, die ihn zu Hause festhielten, vorzuschützen. Auch Armin von Strachnitz war am zweiten Tage nach dem Tode seines Vaters eine Stunde auf dem Hofe gewesen, um Thusnelda einmal in seine Arme zu schließen und ihrem Vater und Reinhard die Hand zu drücken, aber er war erst spät am Abend gekommen, als Doctor Blank und Esther den Hof schon wieder verlassen, und so hatten sich die beiden Männer nicht gesehen und der Doctor hatte von Niemandem genauere Kunde erhalten können, wie es auf Strachnitz zuging und welche Wirkungen auf die Gemüther seiner Bewohner der Tod des Barons hervorgerufen hatte.

Am dritten Tage aber ganz früh fuhren der Meyer und Reinhard in vollem Staat nach Strachnitz, um der Beerdigung desselben beizuwohnen. Sie fanden keine zu zahlreiche Versammlung und nur adlige Herren vor, denn der Verstorbene war in den letzten Jahren nur Wenigen ein angenehmer Nachbar oder Gesellschafter gewesen und die meisten seiner früheren Bekannten hatten sich längst vom Umgang mit ihm zurückgezogen. Indessen waren doch einige seiner nächsten Nachbarn und auch Spielgenossen aus der Stadt eingetroffen, die natürlich der Baronin und Armin keine angenehme Erscheinung sein konnten, denn es stand

nur zu deutlich auf ihren Gesichtern geschrieben, daß sie mehr aus Neugierde oder Schicklichkeitsgründen, als aus Theilnahme heute in Strachnitz eingekehrt waren. Armin hatte sie Alle zuerst allein in einem Saal des Schlosses empfangen, der neben dem lag, in welchem der Sarg aufgestellt war und die Feierlichkeit stattfinden sollte, die Baronin dagegen war bisher noch nicht sichtbar geworden und wollte sich erst den Anwesenden zeigen, wenn sie sämmtlich versammelt wären und die Anrede des Geistlichen beginnen könnte.

Ein allgemeines Aufsehen aber erregte es unter dem bereits anwesenden Leichengefolge, als plötzlich der Allen wohlbekannte Meyer Saaltrup vom Spiegelhof im feinen schwarzen Anzuge mit seiner Hünengestalt und seinem stolz und hochgetragenen Kopf in den Saal trat, um sich mit seinem Sohn auch den Leidtragenden beizugesellen. Da Niemand von diesen wußte, in welchem Verhältniß der junge Baron zu den beiden Männern stand und sogar nur Wenige sich oberflächlich errinnerten, einmal gehört zu haben, daß die beiden jungen Leute Schulgenossen und Universitätsfreunde seien, so nahm man das heutige Auftreten des in seinem Bauernstolz so bekannten und dem Adelsstande so abgeneigten Mannes an dieser Stelle als eine seltsame Neuerung auf, und daß der Erbe des freiherr-

lichen Hauses nun gar den Bewohnern des Spiegelhofs mit einer auffälligen Hast entgegeneilte und sie auf das Herzlichste begrüßte, erregte sogar eine allgemeine Verwunderung.

„Aha!“ dachten Einige, die sich für die klügsten und unterrichtetsten der ganzen Versammlung halten mochten, „der Meyer Saaltrup ist ein reicher Mann und also gewiß auch einer der zahllosen Gläubiger des alten Barons, und nun kommt er, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie es hier aussieht und ob er auf eine baldige Bezahlung seiner Gelder rechnen kann. O ja, darum ist auch der junge Baron so aufmerksam gegen ihn, der weiß von dem Handel, und nun ist uns das ganze Verhältniß auf einen Schlag erklärt. Aber sie werden sich irren, diese Herren Ritter vom Bauernstande! Erst kommen andere Leute an die Reihe, die bezahlt sein wollen, und sie können mit ihren unverschämten Forderungen warten, bis der Säckel sich hier für sie aufthut.“

Ja, so dachten Mehrere und vielleicht noch viel Schlimmeres, und es sah ganz so aus, als ob der Meyer dies auf ihren Mienen zu lesen vermöchte, denn nachdem er bei seinem Eintritt eine Allen geltende kurze Verbeugung gemacht, hielt er sich von den Einzelnen fern und stand mit seinem Sohn und dem

jungen Baron ganz bei Seite, wo sie sich flüsternd unterhielten und ruhig den Beginn der Trauerfeierlichkeit abwarteten.

Als man endlich die Versammlung für vollzählig halten konnte und auch der Geistliche aus dem nächsten Dorfe, in welchem die Bestattung erfolgen sollte, in seinem verschossenen Ornat erschienen war, öffnete der alte Hausdiener Stranz die Flügelthüren des Saales, in dem der Verstorbene in seinem mit Blumen geschmückten, aber bereits geschlossenen Sarge lag, und als man in denselben eingetreten war, fand man sich nicht allein dem Todten, sondern auch seiner in tiefer Trauer erscheinenden Gemahlin gegenüber. Die edle Frau sah mit ihrer zierlichen Sylphengestalt und dem wachsbleichen feinen Gesicht noch wunderbar schön und fast jugendlich aus und das ehrwürdig erscheinende weiße Lockenhaar, das ihr über die zartgerundeten Wangen rieselte, that diesem Aussehen durchaus keinen Abbruch, vermehrte nur noch die imponirende Würde, die durch ihre Haltung und ruhige Fassung hier so klar vor Aller Augen trat. Alle Gäste bezeigten ihr ihre Theilnahme, indem sie sich tief vor ihr verbeugten, ihr der Reihe nach näher traten und eine mehr oder minder laut gestammelte Aeußerung ihrer angeblichen Empfindung hören ließen.

Sie verneigte sich schweigend vor allen sie Begrüßenden, aber eine fast stürmische Aufregung gab sich kund, als der junge Baron, den Meyer Saaltrup an der Hand führend, zur Mutter trat, ihr den Biedermann vorstellte und sie ihm nun mit einem herzlichen Druck die Hand reichte, eine Freundschaftsäußerung, die keinem Anderen unter den Anwesenden zu Theil geworden war.

Alle ohne Ausnahme blickten stumm und starr vor Staunen auf diese merkwürdige Erscheinung hin und schüttelten wiederholt die Köpfe, und Niemand konnte sich enträthseln, was das zu bedeuten und wie man diesen ganz ungewöhnlichen Vorgang aufzufassen habe. Noch viel mehr aber wunderte man sich, als die leidtragende Wittwe einige Worte flüsternd mit dem Meyer sprach, der seinen Kopf in ehrerbietiger Haltung zu ihr niederbeugte, als wolle er sich keins ihrer leisen Worte entschlüpfen lassen. Allein diese geheimnißvolle Unterredung dauerte nicht gar lange, der Meyer verbeugte sich noch einmal, als stimme er ihren Worten bei, sie reichte ihm wiederum mit wahrer Herzlichkeit die Hand, und dann trat er mit ruhigem Gleichmuth und den Kopf wie gewöhnlich stolz aufrecht tragend, in die Reihen der versammelten Herren von Adel zurück.

Gleich darauf begann die Trauerfeierlichkeit durch den Geistlichen, der sich am Kopfende des Sarges zwischen zwei hohen mit brennenden Wachskerzen besteckten Candelabern aufstellte und die üblichen Eingangsworte und das Gebet sprach, dann sich aber in einer Rede vernehmen ließ, die so lang war, daß die Baronin das Stehen nicht mehr ertragen konnte, sondern sich auf einen von ihrem Sohn hingeschobenen Sessel sichtbar erschöpft niederlassen mußte. Aber die endlose Rede hielt sie dennoch standhaft aus und dabei erging sich der wohlbeleibte und mit einer krähend heiseren Stimme begabte Redner im vollsten Salbaderton über die zahllosen Tugenden des Verblichenen — er war ja auch nach der nachdrücklichen Wiederholung des Redners „ein Freiherr" gewesen — und stellte ihn als ein fast unerreichbares Muster in allen menschlichen guten Eigenschaften vor die erstaunten Augen der Anwesenden hin, von denen nur Wenige durch einige an den Haaren herbeigezogene Anklänge an ihre persönlichen Verhältnisse mit dem Verstorbenen erbaut waren, die Meisten dagegen die Dreistigkeit und Gewandtheit des Redners bewunderten, mit denen er hier die Wirklichkeit der Thatsachen verhüllte und dem selig und im Herrn Entschlafenen eine Würdigung und Ehre zufließen ließ, die derselbe durch seinen Lebens-

wandel und seine Handlungen wahrhaftig nicht verdient hatte. Indessen: de mortuis nil nisi bene! schien sich der Mann in dem schwarzen, oder durch Alter eigentlich rothbraun gewordenen Rock zum Motto seines Vortrages gewählt zu haben und so nahm man seine wohlmemorirte Dithyrambe als den Erguß eines wohlmeinenden Priesterherzens mit Gleichmuth hin und — wie das ja gewöhnlich zu geschehen pflegt — dachte sich sein Theil dabei.

Als die Rede endlich glücklich zu Ende gebracht und der Segen über „den so friedlich im Herrn und in der Mitte seiner Lieben Verblichenen" gesprochen war, trug man den Sarg in den bereitstehenden Leichenwagen und nun bestieg das Gefolge seine Equipagen, um ihm das Geleit nach dem Dorfe zu geben, wo das Erbbegräbniß der Familie Strachnitz lag und welches, beiläufig gesagt, auch der Heimathsort des Doctor Blank war. Die Baronin dagegen schloß sich diesem Zuge nicht an, sondern blieb einsam in ihrem Zimmer zurück, um sich von den gehabten Anstrengungen auszuruhen, was ihr gewiß sehr nöthig war.

Vom Dorfkirchhof aus entfernten sich, sobald die Beerdigung vollbracht, die aus der Umgegend herbeigekommenen Gäste, gewiß von Herzen froh, daß auch

dieser Kelch von ihnen ausgetrunken sei, um so schnell wie möglich in ihre Heimath zurückzukehren und sich hier bei einem süßeren Kelch von ihrer schweren Morgenarbeit zu erholen und zu stärken; nur der Meyer und sein Sohn begleiteten Armin nach dem Schlosse zurück, denn — o, wie groß würde die Verwunderung der Trauergäste gewesen sein, wenn sie das gewußt! — die Baronin hatte vorher am Sarge des Barons den Meyer gebeten, nach dem Schlusse der Feierlichkeit sie noch einmal zu besuchen, da sie noch einige ernste Worte mit ihm zu sprechen habe.

Als die drei Herren in das Schloß zurückgekehrt waren, brauchten sie auf die Dame des Hauses nicht lange zu warten; Armin wurde mit den beiden Freunden sogleich in ihr Zimmer beschieden und zwar in dasselbe, in welchem sie sich gewöhnlich aufhielt und auch Reinhard das erste Mal empfangen hatte. Sobald alle Drei vor sie hingetreten waren, erhob sie sich von ihrem Sessel und ging mit zwar langsamen und anscheinend müden Schritten, aber doch freundlichen Angesichts auf sie zu und reichte sowohl dem Meyer wie seinem Sohn noch einmal die Hand.

„Herr Saaltrup,“ sagte sie mit ihrer glockenhellen Stimme, auf die der große Mann mit voller Aufmerksamkeit horchte, „wenn ich mich nach dem so eben be-

endeten Vorgange über Etwas freuen kann und darf, so geschieht es darüber, daß ich Sie und Ihren braven Sohn an meines Sohnes Seite sehe, die Sie ihm ja auch in allen seinen früheren verschiedenen Nöthen als wackere Männer und Freunde beigestanden haben. Nun denn, mein lieber Herr Meyer, auch wir wollen von jetzt an Freunde sein“ — und hier wies sie auf einige von Armin herbeigerollte Sessel, auf die man sich alsbald setzte — „und ich hoffe zu Gott, daß diese Freundschaft sich von jetzt an für alle Zeiten bewähren wird. Was mich betrifft, so weiß ich Alles, was auf Ihrem Hofe zwischen Ihnen und meinem Sohne vorgefallen ist, denn er hat es mir, seiner mütterlichen Freundin, treulich und gewissenhaft vertraut. Indessen scheint es mir jetzt nicht an der Zeit, über die Wandlungen unserer Verhältnisse weitläufiger zu reden und ich fühle in der That heute auch nicht den Muth und die Kraft dazu. Sobald ich aber diesen schweren Tag überwunden und mich geruht habe, also morgen schon, werde ich Armin zu Ihnen begleiten, um Ihre geliebte Tochter Thusnelda und Ihr altes berühmtes Haus persönlich kennen zu lernen. Nur so viel will und muß ich Ihnen gleich heute sagen, damit Sie wissen, in welches Verhältniß ich mich selbst Ihnen und Ihrer Familie gegenüber

stelle: ich billige durchaus die Wahl meines Sohnes und bin glücklich, daß sich hier einmal wirklich Herz zum Herzen gefunden und keine Nebenabsichten den Bund geschlossen, keine Standesrücksichten denselben unmöglich gemacht haben. Ach! ein solches Glück wird dem armen Menschenherzen ja so selten zu Theil und ich weiß an mir selbst, wie viele gerade den letzteren zum Opfer fallen und wie schwer sie darunter zu leiden haben. So lassen Sie uns denn von jetzt an in treuer Nachbarschaft und Freundschaft leben und verkehren; ich habe schon lange ein Bedürfniß nach Menschen Ihrer Art, und jetzt um so mehr, da ich weiß, wie Ihr Sein und Wirken beschaffen ist. Ich hoffe, Sie werden mit diesem meinem Wunsch einverstanden sein und, was an mir liegt, so soll Ihre Tochter, so lange ich lebe, ein ihr fehlendes Mutterherz gefunden haben, wie mein Sohn ein Vaterherz an Ihnen bereits besitzt. — Daß unter den obwaltenden Umständen — ich meine den Tod des Barons — vor der Hand an keine öffentliche Verlobung unserer Kinder zu denken ist, werden Sie begreiflich finden, und so, denke ich, warten wir einige Zeit damit. Vielleicht schließt sich auch Ihr Sohn aus Liebe zu dem meinigen dieser kurzen Zögerung an, denn ich weiß ja, welches Glück ihm in dem Besitz der mir so reizend geschil-

derten Esther zu Theil geworden ist. Die jungen Leute selbst werden und sollen darunter nicht leiden, sie können sich ja alle Tage sehen, und wenn ich erst einmal bei Ihnen gewesen bin und Ihre Tochter mich kennen gelernt hat, hoffe ich, wird auch sie mein Haus aufsuchen und ihr künftiges kleines Reich, in dem sie unumschränkt, das heißt unbehindert durch mich, herrschen soll, in Augenschein nehmen wollen. Das, Herr Meyer, war das Hauptsächlichste, was ich Ihnen gleich an dem heutigen Tage sagen wollte, und da es ein schönes und edles Bündniß ist, welches wir Beide durch die Vereinigung unserer Famlien mit einander schließen, so wird der heutige Tag, den wir dem Andenken an einen Dahingegangenen schenken müssen, wohl nicht dadurch entweiht. Alles Uebrige" — und hier erhob sich ihre Stimme zu einem kräftigeren Ton — „was ich Ihnen noch zu sagen habe, und es ist Viel — spare ich mir bis morgen auf. Darf ich denn um vier Uhr Nachmittags bei Ihnen eintreffen?"

„Gnädigste Frau," erwiderte der Meyer mit der Miene eines Mannes, der die Huld und Güte einer so edlen Dame vollständig begriff und empfand, „Sie werden mich zu jeder Zeit mit Ihrem Besuch beglücken und mein Haus hoch ehren, aber — bedenken Sie wohl — es ist — kein adliges Schloß, welches Sie

betreten, sondern ein einfaches westphälisches Landhaus, beinahe tausend Jahre alt, denn bis in so ferne Zeit reicht der Stammbaum meiner Vorfahren zurück.“

Die Baronin hob abwehrend die wachsbleiche feine Hand gegen ihn auf und sagte: „Bitte, lieber Freund, verlieren Sie darüber kein Wort. Ich weiß, was Sie sagen wollen, aber Sie kennen mich noch nicht, wenn Sie glauben, daß ich in einem Hause, wo solche Menschen wohnen, mag es sonst beschaffen sein, wie es will, nicht vollkommen glücklich und zufrieden sein kann. Und glücklich und zufrieden zu sein, ach ja! — danach strebe und schmachte ich jetzt allein, denn, aufrichtig gesagt, ich bin es lange nicht gewesen, aber ich sehne mich mit allen Fasern meiner Seele danach, es wieder zu werden. So sei denn hiermit genug gesagt und jetzt danke ich Ihnen wahrhaft für Ihren mir so lieben Besuch. Grüßen Sie herzlich, recht herzlich Ihre Tochter, die in meine Arme zu schließen ich eine unaussprechliche Sehnsucht empfinde. Leben Sie wohl!“

Sie stand auf, trat auf den ebenfalls aufgestandenen Meyer zu und reichte ihm beide Hände. Er umfaßte sie fest mit den seinen und — ein Schauspiel, welches seine Kinder nie und wohl auch sonst Niemand an ihm gesehen — beugte seine mächtige Gestalt nieder

und drückte einen heißen Kuß darauf, worin sie ihn auch ruhig gewähren ließ. Als er sich aber mit dunkelrothem Gesicht und einer Miene wieder erhob, als ob er sich über sich selbst wundere, lächelte sie ihn freundlich an, nickte ihm mit ihren sanften Taubenaugen glücklich zu und er verließ sie sogleich, um alsbald in seltsamer Verwirrung mit Reinhard in seinen Wagen zu steigen und nach Hause zu fahren, nachdem er noch von Armin das Versprechen erhalten, daß er morgen mit seiner Mutter pünktlich um vier Uhr auf dem Spiegelhof eintreffen werde.

Unterwegs verhielt er sich anfangs ganz still und blickte träumerisch um sich her. Als er aber die Gränze des Gutes und also seinen neuen Wald erreicht, leuchtete sein Gesicht hell auf, er nickte Reinhard zu und sagte:

„Junge, wir kommen zwar von einer Beerdigung zurück, wo man nur ernste Gedanken haben sollte, aber, weiß es der liebe Gott, ich kann es Dir nicht verschweigen: ich bin lange nicht so froh und glücklich gestimmt gewesen, wie heute, natürlich aber erst, nachdem ich diese Frau gesehen und sie mit mir so freundlich, o mehr als freundlich gesprochen hat. Ja, das ist eine seltene Frau und nun begreife ich erst, was sie bei solch einem Drachen, wie der Baron einer

war, gelitten hat. Ja, auch Nella gebe ich nun noch einmal so gern nach Strachnitz hin. Ich habe mich erst vor dem Verhältniß mit dem Baronenvolk gefürchtet, aber nun bin ich beruhigt, denn ich sehe, daß es auch Menschen unter ihnen giebt, die wie wir sind und das Herz auf derselben Stelle haben, wo es bei uns sitzt. Aber gieb Acht — ich sage es Dir vorher — wir werden bald noch etwas Anderes erleben, denn ich habe in ihren Augen gelesen, daß sie mich und Nella nicht blos besuchen will, um den Spiegelhof kennen zu lernen, sondern damit noch eine andere Absicht verbindet. Nun, helf Gott! wie Joël immer sagt, ich bin auf Alles gefaßt und zu Allem bereit. — Aber nun, mein Junge, sieh Dir einmal diesen Wald an, er ist jetzt Dein. Was sagst Du dazu? Ei bei Gott, es ist doch recht hübsch, wenn man ein Bischen Geld überflüssig hat, wie dieser Joël, nicht wahr?"

„Seine Tochter ist mir lieber," erwiderte Reinhard lächelnd, „und für sie gebe ich alle Wälder der Welt hin."

„Ah, das glaube ich Dir auf's Wort und verdenke es Dir auch nicht, denn Esther ist ein Mädchen, welches mir selbst den Kopf verrücken könnte, wenn ich ein junger Bursch wäre wie Du. Ja!" —

Es war am frühen Morgen am Tage nach der Beerdigung des Barons von Strachnitz. Wundervoll klar lag der Sonnenschein auf den Bergen und Waldungen, die das kleine Blanksruh umgaben, und stiller Friede ruhte auf der ganzen Natur. Frischen balsamischen Duft hauchten die Gräser und Kräuter in die sommerlichen Lüfte und der linde Südwind rauschte wie eine sanfte Musik durch die grünen Bäume, deren gewaltige Kronen sich wie ein stattlicher Dom über den schattigen Wegen wölbten, die nur hie und da von einem Lichtglanz überfluthet waren, wie er lange nicht so goldig vom blauen Himmel niedergestiegen war.

Doctor Blank saß seit längerer Zeit zum ersten Mal wieder im Studirzimmer am Arbeitstisch und Esther neben ihm, um seinem gemüthlichen Vortrage zu lauschen und seine belehrenden Worte in sich aufzunehmen. So überhörten sie das leise Knarren der Heckenpforte, durch die Thusnelda etwa um neun Uhr mit raschem Schritt trat, um sich sogleich in's Haus zu begeben und an des Doctors Thür zu pochen, da sie ihn im Zimmer sprechen hörte.

Als sie hineintrat, nachdem des Hausherrn sanfte Stimme sie dazu aufgefordert, sprangen Beide von ihren Stühlen auf und kamen ihr mit freudig belebten Gesichtern entgegen, denn so frisch und schön hatten

sie lange nicht die junge Meyerstochter gesehen, deren blühendes Antlitz vom raschen Gange die lebhaftesten Farben zeigte und deren große blaue Augen das ganze Glück ihres jungfräulichen Herzens ausstrahlten. Sie hatten sie Beide am gestrigen Tage nicht gesprochen, da der Doctor aus verschiedenen Gründen den Hof nicht hatte besuchen wollen, und nur Reinhard war gegen Abend zu Pferde herübergekommen, um eine Stunde bei Esther zu sein und dem Doctor die Meldung von den in Strachnitz vorgefallenen Ereignissen zu überbringen.

So begrüßte man sich denn auf das Freundlichste und Thusnelda mußte neben Esther auf dem Sopha Platz nehmen, während der Doctor etwas unruhiger als sonst vor den beiden Mädchen im Zimmer auf und nieder schritt. Thusnelda erzählte noch einmal, was sie vom Vater erfahren und was Beide schon durch Reinhard wußten, und fügte hinzu, daß die Baronin am Nachmittag den Spiegelhof besuchen würde, um des Vaters Haus zu besichtigen und sie selbst als künftige Tochter zu begrüßen.

„Ich komme nun schon so zeitig her," schloß sie ihren Bericht, „um Sie, lieber Herr Doctor, zu bitten, uns Esther heute für den ganzen Tag zu überlassen. Die Baronin möchte sie auch kennen lernen, da sie ja

so viel Liebes von ihr gehört, und darum soll sie bei uns bleiben, bis Armin's Mutter uns wieder verläßt. Vielleicht kommen Sie auch selbst hinüber und holen Esther ab; wenn Sie damit aber nicht einverstanden sind, so hat mir der Vater aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er sie selbst am Abend in seinem Wagen zurückbringen will und so fehlt es ihr ja nicht an dem nothwendigen Schutz, da gewiß auch Reinhard den Vater und Esther begleiten wird."

Als der alte Herr dies so unbefangen und freundlich vorbringen hörte, wurde sein von Denken und Sprechen vorher geröthetes Gesicht plötzlich auffallend bleich und er blieb eine Weile schweigsam und gab sich seinen Gedanken hin, die ihn mit stürmischer Gewalt überflutheten und die er kaum zu zügeln und zu regeln vermochte. Ja, so viel konnte er sich eingestehen und gestand er sich jetzt auch ein: durch die Verbindung der Familie Strachnitz mit dem Meyer Saaltrup, so wie durch den Tod des Barons war ihm seine alte Jugendliebe mit einem Mal näher gerückt, und er gab sich wohl keiner Illusion, wie früher so oft, hin, wenn er hoffte, daß er sie nun doch unter so ganz und gar veränderten Lebensverhältnissen wiedersehen würde. Aber den Entschluß zu fassen, schon heute nach dem Hofe zu gehen und sie daselbst in einem größeren Kreise

wenn auch befreundeter Menschen zu treffen, das vermochte er nicht, dazu war sein so lange geprüftes und vom Weh heimgesuchtes Herz noch lange nicht kräftig genug, und das sagte er sich jetzt selbst, als Thusnelda ausgesprochen hatte und nun sichtlich auf seine Antwort wartete.

Endlich aber mußte dieselbe doch einmal erfolgen und so sagte er, sich gewaltig zusammennehmend, um seine volle Ruhe zu bewahren und die beiden scharfsichtigen Mädchen nicht zu tief in sein bewegtes Herz blicken zu lassen:

„Ich danke Dir, mein Kind, für diese Bestellung und Du magst Esther bis zum Abend mit Dir nehmen. Ihr werdet wohl Alle dafür sorgen, daß sie wieder sicher in meine Hände gelangt, aber, meine liebe Nella — ich selbst werde heute nicht nach dem Spiegelhof kommen. Bedenke doch, daß es ja das erste Mal ist, daß Du Deine künftige Schwiegermutter siehst und sprichst und sie Deines Vaters Haus besucht, und da werdet Ihr Euch genug zu sagen haben, was ein Anderer nicht zu hören braucht. Esther wird Euch dabei nicht im Wege sein, denn die hat ja den Reinhard für sich, mit mir aber würde das anders sein und selbst der Meyer würde nicht viel Zeit für mich übrig haben. Nein, Kind, nein, laß mich zu Hause.

Es ist mir sogar einmal recht nöthig, daß ich einen Tag mit mir allein zubringe, denn auch ich habe viel mit mir zu überlegen und zu sprechen, da ja in der letzten Zeit so viel Wichtiges geschehen ist, was alle meine Gedanken in Anspruch nimmt."

So hatte er denn ruhig genug seine Meinung vorgebracht und Thusnelda und Esther waren auf der Stelle geneigt, ihm beizustimmen und seinen Entschluß für einen wohlerwogenen zu halten.

„Soll ich ihr, ich meine die Baronin, denn aber keinen Gruß von Ihnen bestellen?" fragte Thusnelda noch einmal. „Ich glaube, das würde sie sehr erfreuen, denn sie weiß ja, was Sie ihrem Sohne so lange Zeit hindurch Gutes und Liebes erwiesen haben."

Doctor Blank lächelte matt. „Ach," sagte er und wünschte dabei schon im Stillen, daß man ihn bald allein lassen möge, „wer weiß, ob ihr dieser Gruß gerade heute zur rechten Zeit kommen würde, wo sie so viel Neues bei Euch zu sehen und zu erfahren hat! Nein, Kind, bestelle ihr lieber keinen Gruß von mir. Ich werde sie einmal — bei Gelegenheit — selbst besuchen und dann — dann bringe ich ihr auch von keinem anderen Menschen einen Gruß als von mir selber."

„Ja," rief Esther lebhaft aus, die mit ihrem sympathischen Herzen am tiefsten in die Empfindung des alten Freundes eingedrungen war, „der Herr Doctor hat Recht; Du darfst sie sogar nicht von ihm grüßen, Nella, denn das könnte vielleicht ihre ganze schöne Ruhe bei Euch stören, die sie sich mit so großer Mühe nach so vielem vorhergegangenen Trübsal errungen hat."

Doctor Blank ging auf Esther lebhaft zu, als sie dies mit warmer Hingebung gesprochen, umfaßte sie liebevoll und küßte ihre Stirn. „Du hast das Richtige getroffen, Kind," sagte er, „Du verstehst mich. So geht denn, geht, und seid recht glücklich den Tag über, und wenn Du am Abend zurückkommst, Esther, sollst Du mir getreulich berichten, welchen Eindruck die arme Dulderin auf Dich gemacht hat." —

Eine Viertelstunde später hatten Thusnelda und Esther das Haus verlassen und Doctor Blank war mit sich, seinen Gedanken und Empfindungen allein. O, sie wühlten gewaltig in seinem Hirn und Herzen, aber er zwang sie endlich mit seiner Willenskraft nieder und gebot ihnen Stillstand für den ganzen Tag, der, das wußte er schon jetzt, kein ruhiger und angenehmer für ihn sein würde. Um sich aber zu zerstreuen und seine volle gewöhnliche Ruhe zu gewinnen, that er,

was er in der Regel in solchen Zeiten der Aufregung that, er setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm eine schwierige und seine ganze Denkkraft anspannende Arbeit vor.

Allein, er mühte sich dabei vergebens ab, die ihm sonst so liebe Arbeit wollte ihm heute nicht munden, und wiederholt stand er vom Stuhle auf und lief mit gesenktem Kopfe und auf dem Rücken zusammengelegten Händen im Zimmer hin und her. Sein sonst so gebundener Geist war heute zerstreut wie nie, er schweifte weit in der Irre umher und lange verschwundene Tage, die alten Freuden und Leiden noch einmal herbeizaubernd, tauchten vor seiner erregten Seele und seinem geistigen Auge auf. Und wunderbar, die Gegenwart, die doch jetzt so bedeutungsvoll für ihn geworden war und so viel Angenehmes verhieß, beachtete er fast gar nicht, nein, nur die Vergangenheit beschäftigte ihn, und Alles, was ihm einst mit Sophien begegnet, trat, wie vom hellsten Sonnenschein beleuchtet, klar und deutlich vor ihn hin und dann schweiften seine Gedanken, wie zügellos gewordene wilde Rosse, über die Zukunft fort, die im dunklen Dämmerschein der Möglichkeit unergründlich, unlesbar vor seinen Sinnen hin und her schwankte.

„O," sagte er endlich zu sich im halblauten Selbst-

gespräch, denn nur ein stiller Verkehr mit sich, eine strenge, gewissenhafte Selbstschau konnte ihm jetzt die so erwünschte Ruhe gewähren. „meine phantastischen und utopischen Jugendträume, vielleicht nicht phantastischer und utopischer, als sie jeder andere denkende, strebende und wünschevolle Mensch hat, sind im Ganzen doch keine Luftschlösser, keine Illusionen, keine Traumgebilde gewesen und sie haben sich am Ende als schöne und faßbare Wirklichkeit bewährt. Freilich, in der That bin ich nicht glücklich geworden, aber in der Idee gewiß, und die Ideen beherrschen die Menschengeister und Herzen, sie machen uns allein glücklich, wenn die Wirklichkeit uns ihre Genüsse versagt. Mein schöner Vorsatz, in einer fieberhaften, von innerem Weh zerfleischten Nacht erzeugt und geboren, jenes von ihrem Großvater so unerwartet geerbte Vermögen für sie oder ihr Kind zu sparen, zu vermehren, zu verdoppeln, und sie Beide dadurch glücklich, frei und unabhängig vom äußeren Drangsal des Lebens zu machen, ist ausgeführt. Ja, ich habe ihrem Sohne damit sein väterliches Gut schuldenfrei wiedergegeben, wenigstens wird Joël dafür sorgen, daß dies bald geschieht, und dadurch habe ich nicht nur sie, seine Mutter, sondern zugleich auch das liebliche Kind meines Freundes, des Meyers, glücklich gemacht. Was will ich mehr? Für

mich selbst habe ich ja nie etwas Bedeutsames verlangt, nur das Nothwendige wollte ich mir erringen, und das hat mir ja Gott gegeben, indem er meine in jüngeren Jahren unternommene Arbeit segnete. Das ist Alles, was ich erstrebt und gewünscht und — ich habe es erreicht.“ —

„Aber nun,“ fuhr er nach einer Weile fort, „steht mir noch ein schwerer und doch so lange ersehnter Augenblick bevor. Sie weiß jetzt durch ihren Sohn, daß ich es war, der mit geheimer Triebkraft in die Speichen ihres Lebensrades griff, daß ich es war, durch den ihr Sohn seines Vaters verschwendetes Gut wiedererhalten hat. O ja, sie weiß es, und Reinhard und Thusnelda haben mir auch gesagt, daß sie mir dankbar dafür sei. Aber daß sie den Wunsch habe, mich wiederzusehen, das hat mir Niemand gesagt und ich fürchtete mich fast davor, daß es mir Jemand sagen würde. Zu diesem Wiedersehen nun muß ich mich endlich entschließen, und das ist eben die schwere Aufgabe, die mir bevorsteht. Wie soll es erfolgen? Welche Gefühle werden mich ergreifen, wenn ich sie vor mir sehe und mit ihr sprechen muß? Werde ich den Muth und die Kraft dazu haben? O!“ —

Und er dachte längere Zeit darüber nach, endlich

aber glaubte er einen Weg gefunden zu haben und sprach wieder weiter zu sich: „Soll ich vielleicht zuvor an sie schreiben? Nein, aus doppelten Gründen nicht. Einmal kann man mit geschriebenen Worten nur einen kleinen Theil von Dem sagen, was man fühlt und denkt, und dann — würde mir bei jedem Wort, das ich auf das Papier würfe, einfallen, daß sie meinen letzten, mit meinem Lebensblute geschriebenen Brief ungelesen, uneröffnet zurückgesandt hat, und das würde ein bitterer Tropfen in dem süßen Kelch sein, den ich trinken möchte, indem ich mich auf dieses Wiedersehen vorbereite. Also ich will ihr nicht schreiben, nein! So muß ich mich denn entschließen, sie zu besuchen und ihr in dem Hause zum ersten Mal vor Augen zu treten, wo sie so viel gelitten hat. Aber ich darf nicht allein gehen, nein, nicht ganz allein. Der Weg würde mir entsetzlich lang vorkommen, mein Muth würde erbleichen und meine Gedanken mich erdrücken, denn mein Gefühl für sie — o mein Gott! warum hauchst Du uns solche unvergänglichen Gefühle ein! — lebt und webt noch immer in mir. Wen ich aber auf diesen Weg mit mir nehme, das wird mir in dieser Nacht ein guter Geist eingeben. Erst will ich abwarten, was ich vernehmen werde, wenn sie heute beim Meyer gewesen ist. Esther wird mir eine treue

Berichterstatterin sein, und vielleicht — ja vielleicht nehme ich sie selbst mit, denn Niemand erheitert und belebt mich so, wie dieses seelen- und geistvolle Mädchen es thut. Doch das Alles will reiflich bedacht sein, und um dies zu können, werde ich in den Wald gehen, wie immer, wenn ich Schweres bedenken muß, denn in dem Athem Gottes, der durch die Blätter säuselt, liegt Kraft, Frische und Leben, und was er uns einhaucht, das ist immer das Beste!“ —

So ging er denn in den Wald, um sich zu zerstreuen und auch um frische Kräfte zu sammeln. Die Botanisirbüchse begleitete ihn wie stets dabei, aber er dachte nicht daran, nach Pflanzen zu suchen und sie zu sammeln. Seine Augen waren nie auf den Boden, sondern immer nur in die Weite gerichtet, als fürchte oder hoffe er — o wie nahe sind doch Furcht und Hoffnung stets mit einander verwandt! — sie, sie, an die er heute nur allein dachte, müsse oder könne wenigstens aus jedem Gebüsch, hinter jedem Baum hervor auf ihn zutreten. So, ganz in Gedanken versunken, war er unwillkürlich auf dem Wege fortgeschritten, der nach dem Spiegelhof führte, als er sich aber dessen plötzlich bei einer Wendung des Weges bewußt wurde, blieb er auf der Stelle stehen, kehrte sich um und schlug den zur rechten Seite liegenden und nach

dem Dorfe führenden Fußpfad ein, um so in die entgegengesetzte Richtung von Strachnitz zu gelangen.

„Nein," sagte er dabei zu sich, „ich will das Geschick nicht herausfordern, das sie mir zufällig vor Augen führen könnte, denn wer weiß, ob sie nicht schon am Morgen die Fahrt unternimmt, da das Wetter so einladend und der Wald um diese Zeit immer am schönsten ist. Ja, ich will ihr sogar ausweichen, so lange ich kann, denn ich bin bei Weitem noch nicht genügend vorbereitet, in ihr Auge zu schauen und die Schrift darin zu lesen, die mir, sobald ich sie vor mir habe, meine ganze Gegenwart und Zukunft enthüllen wird."

So strich er bis gegen Mittag im Walde umher, ohne Ziel und Zweck bald diesen, bald jenen Weg verfolgend, jedoch immer dabei bemüht, vom Spiegelhofe so fern wie möglich zu bleiben. Nach der Uhr zu sehen, fiel ihm heute nicht ein, denn der Tag schien endlos lang vor ihm zu liegen und so wußte er nicht, wie lange er ging und wie müde er dabei wurde, zumal die Hitze gegen Mittag zugenommen hatte und die Sonne fast sengend auf seinen Scheitel brannte. Indessen fühlte er auch das nicht, er dachte und grübelte nur, und so kam er erst nach Hause, als die

Stunde schon längst vorüber war, wo er sonst zu speisen pflegte.

Frau Mausgrau erwartete ihn mit sichtbarer Angst auf den Stufen vor der Hausthür, von wo sie schon lange vergeblich nach ihm ausgeschaut. Sie konnte sich das seltsame Benehmen ihres Herrn und nun sein langes Ausbleiben gar nicht erklären, da er doch sonst so pünktlich war. Als sie ihn aber endlich, sichtlich ermüdet und übermäßig erhitzt, langsam in den Garten treten und auf das Haus zuschreiten sah, kam sie ihm freundlich entgegen, um mit ihm zu reden und sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Aber da erwies er sich von Neuem sehr seltsam gegen sie und ihr fiel das gerade heute ganz besonders auf. Sonst, wenn er länger als gewöhnlich ausgeblieben war und nach Hause kam, hatte er stets ein freundliches oder gar scherzhaftes Wort für sie gehabt, heute aber sah er sie kaum an, nickte nur still mit dem Kopf und sagte mit leiser Stimme: „Guten Tag!“ — Ach! die gute Frau ahnte nicht, daß ihre hausbackene Miene und Stimme, der herbe Ton, mit dem sie gewöhnlich sprach, heute härter denn je in seinen Ohren klang und die eben erst wiedergewonnene Harmonie seines Innern störte, und so hätte er es

am liebsten gesehen, wenn sie ihn gar nicht angeredet und aus seinen Träumen geweckt hätte.

Auch merkte sie sehr bald, daß ihm das Reden heute schwer wurde oder gar unangenehm war, und so schwieg sie, zum ersten Mal den Ernst und die fast feierliche Ruhe achtend, die auf seinem Gesicht, seinem ganzen Wesen lag und die ihr wohl verkünden mochten, daß irgend etwas geschehen sei oder werde, was ihn ganz und gar in Anspruch nahm, also von großer Wichtigkeit sein mußte. Ja, sie ging noch einen Schritt weiter in ihrer Aufmerksamkeit und Rücksichtsnahme gegen ihn. Je schweigsamer er sich verhielt, um so freundlicher, zuvorkommender wurde sie und war ihm zur Hand, als er es sich im Zimmer bequem machte, den Rock wechselte und die etwas feuchtgewordenen Stiefel mit weichen Morgenschuhen vertauschte.

Er ließ heute Alles ganz ruhig mit sich geschehen und wehrte ihrem Thun nicht, wie er sonst wohl that, ja er fing allmälig an, ihr dankbar zu werden, daß sie sich so still und aufmerksam verhielt, und so sagte er endlich mit einem so sanften und ergreifenden Ton, daß er beinahe Thränen in ihre Augen gelockt hätte:

„Ich bin heute etwas lange ausgeblieben, Mausgrau, aber darüber müssen Sie sich eben so wenig

wundern, wie über manches Andere, was noch geschehen wird. Ich habe eben Grund, anders zu sein als sonst, und Sie müssen sich darin fügen."

„Ach Gott ja, ich will mich ja gar nicht wundern, Herr Doctor," erwiderte sie, über die Maaßen froh, daß sie einmal sprechen konnte und daß er selber sprach, „obgleich ich mich schon recht lange über Vieles gewundert habe, was hier vorgefallen ist. Ich will auch recht ruhig und vernünftig sein, wenn Sie mir nur sagen wollen, ob Sie nicht unglücklich sind?"

„Unglücklich?" fragte er laut und hob schnell den Kopf gegen sie auf. „Warum nicht gar! Im Gegentheil, Mausgrau, ich bin sehr glücklich. Doch — fragen Sie nicht, ich habe den Kopf mit meinen eigenen Gedanken voll genug."

Er war dabei auf dem Sopha sitzen geblieben, auf dem er vorher Platz genommen, und verrieth nicht die geringste Neigung, zu Tisch zu gehen, obwohl sein Appetit doch sonst immer ein gesunder war. Endlich aber, als er sich noch bequemer zurecht setzte, fragte sie: „Darf ich denn nun endlich das Mittagbrod auftragen?"

Bei diesen Worten fuhr er wie aus einem Traume empor und rief: „Ja so, es ist erst Mittag und ich habe noch nicht gegessen. Nun, so geben Sie her,

was Sie haben, ich will mich damit beeilen und dann eine Stunde niederlegen, denn ich bin so müde, als ob ich drei Nächte nicht geschlafen hätte.“ —

Das Essen war bald genug aufgetragen und der alte Herr setzte sich an den Tisch. Indessen schien er wirklich auch den Appetit verloren zu haben und nach Frau Mausgrau's Meinung aß er so viel wie gar nichts. „Er ist zu müde dazu,“ sagte sie im Stillen zu sich, „ich sehe es ihm an. Ach, wenn er doch erst auf dem Sopha läge und seine Augen zumachte! Dann wird Alles bald besser werden!“

Nach einer Viertelstunde war Doctor Blank mit seinem Mahl zu Ende und kehrte in sein Arbeitszimmer zurück, wo er sich sogleich auf das Sopha legte und ein Buch zur Hand nahm, um darin zu lesen, wie er es alle Tage that. Und merkwürdig! Er hätte es selbst nicht gedacht, der Inhalt des neuen, erst vor einigen Tagen angekommenen wissenschaftlichen Buches fesselte ihn und zog ihn längere Zeit ganz von seinen früheren Gedanken ab. Plötzlich aber — war das vielleicht der gute Geist, der ihn zu umschweben begann? — fielen ihm die Augen zu, das Buch sank ihm aus der Hand und ein süßer und fester Schlaf bemächtigte sich seiner und hauchte ihm nicht nur frische

Kraft, sondern auch neuen Muth zur Fortsetzung seines einsamen Tagewerkes ein.

Er schlief ungewöhnlich lange, als ob seine Lebensgeister von einer großen Ermattung befallen wären, und kein Traumbild besuchte ihn, obwohl sein aufgeregter Geist gewiß geeignet gewesen wäre, sie zu erzeugen und seinem Gedächtniß, das ja immer so gut, einzuprägen.

Frau Mausgrau horchte mehrmals an seiner Thür, um ihm zur rechten Zeit den Kaffee zu bringen; da sie aber keine Bewegung im Zimmer vernahm und unaufgefordert nicht eindringen wollte, schlich sie jedesmal wieder auf den Zehen davon, setzte den fertigen Kaffee nochmals an's Feuer und sich in unnachahmlicher Geduld daneben. So mußte sie etwas lange warten, zwei volle Stunden sogar, denn es war schon fünf Uhr vorüber, als der alte Herr endlich erwachte und mit einem lauten Ausruf der Verwunderung plötzlich in die Höhe fuhr.

„Was war das?“ fragte er sich. „Sagte mir Jemand etwas? War das ein Geist? O, dann kann es kein böser gewesen sein, denn mir war, als ob Jemand zu mir sagte: Hebe die Augen auf und sieh nach dem Spiegelhof. Da geht sie, da steht sie, da spricht sie — ja! Und das muß wirklich wahr sein,

denn vier Uhr ist es lange vorbei und sie muß längst bei dem Meyer, bei Esther, bei Nella und Reinhard sein. O!"

Er stand auf, lief durch das Zimmer und das vernahm die wieder an der Thür lauschende Frau Mausgrau. So kam sie denn schnell mit dem Kaffee herein und setzte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch. Aber da redete er sie selber, sogar recht freundlich und mit ihr ganz seltsam klingenden Worten an. „Mausgrau," sagte er, „ich habe lange geschlafen, wie ich sehe, und mir ist eigenthümlich zu Muthe. Wissen Sie, wie mir ist? Nun, als ob ich Hunger hätte, und das ist sehr möglich. Ich glaube, ich habe heute Mittag nur wenig gegessen, nicht wahr?"

„Gewiß, Herr Doctor, sehr wenig und ich habe mir schon meine dummen Gedanken darüber gemacht, als ob ich Ihnen nichts Gutes mehr kochen lassen könnte."

„O, das ist es nicht, Liebe, nein, das ist es gewiß nicht. Ich war nur heute Mittag nicht aufgelegt dazu, vielleicht weil ich das Alleinsein nicht mehr gewohnt bin oder auch zu müde war. So will ich es denn heute Abend nachholen, und da ich auch dann allein sein werde und mir die Zeit vertreiben möchte, bis das liebe Kind wiederkommt, will ich recht früh

auf die Warte gehen. Halten Sie also das Essen um sieben Uhr fertig und bringen Sie mir auch eine Flasche guten Wein, ich habe ein Bedürfniß danach, da ich heute Mittag keinen Tropfen getrunken.“

Frau Mausgrau versprach es und hielt Wort, denn Punkt sieben Uhr, bis zu welcher Zeit der Doctor wieder ruhig in seinem Buche gelesen und dann in den Garten gegangen war, um seine Rosen zu betrachten, rief sie ihn in's Haus. Auch der Wein stand schon auf dem Tisch und Frau Mausgrau bediente ihren Herrn mit der größten Aufmerksamkeit und sah zu ihrer höchsten Befriedigung, daß er nicht nur mit dem besten Appetit speiste, sondern auch rasch von dem feurigen Wein trank und fast die ganze Flasche leerte, ein Genuß, der ihm heute ein großes Behagen zu gewähren schien.

Um halb acht Uhr war er mit dem Essen fertig, das er wiederholt gelobt, um ihr eine Freude zu machen, und nun rüstete er sich zu seinem Berggange. Und so eilig machte er sich fertig, daß er sogar den Paletot mitzunehmen vergaß, den ihm Frau Mausgrau später, als sie ihn zufällig auf dem Stuhl liegen sah, nachtrug und vorsichtig auch das warme Halstuch hineinsteckte, obwohl es immer noch heiß war und der an

jeden Witterungswechsel gewöhnte Mann gewiß kein Bedürfniß danach empfand.

So war er also endlich auf dem Wege nach seiner lieben Warte, die er so lange nicht allein betreten, da Esther ihn in der letzten Zeit jeden Abend begleitet hatte, wenn er sie aufgesucht. Auch freute er sich außerordentlich, den schönen klaren Abend bei der milden Luft oben zuzubringen und sich die Umgegend zu betrachten, die ihm jetzt mit einem Mal viel schöner als früher geworden zu sein schien, da manches Hinderniß aus seinem Leben weggeräumt, welches ihn lange Zeit mit Trauer und Trübsal oder wenigstens mit bangendem Zagen erfüllt, wenn er sein Auge über die in der Ferne auftauchenden Giebel hatte hinschweifen lassen.

Ohne die geringste Mühe stieg er heute den steilen Berg hinan und er kam sich ganz verjüngt und wunderbar gestärkt vor. Der feurige Wein hatte seine Lebensgeister erregt und ihn, wie er es oft bei sensiblen Naturen thut, wie mit Flügeln begabt, auf denen er sich leicht und elastisch in die Höhe schwang. Dabei war eine so heitere Stimmung über ihn gekommen, wie er sie lange nicht gehabt. Alles, was ihm vorher dunkel und trüb erschienen, war ihm mit einem Mal hell und licht geworden, und er wunderte sich nun

selbst, wie er den ganzen Tag in einem fast traumhaften und peinvollen Zustande hatte verbringen können. Das merkte er erst so recht, als er in seiner kleinen Klause im Pavillon angekommen war und hier Alles in bester gewöhnlicher Ordnung und gemüthlicher Ruhe vorgefunden hatte. Kaum aber hatte er sich ein wenig ausgeruht und seine Lampe angezündet, damit sie ihm leuchte, wenn er bei der Dunkelheit von der Warte herunterkäme, so brachte ihm Frau Mausgrau den Paletot und das Tuch nebst der Laterne, die er anzuzünden pflegte, wenn er Nachts vom Berge herabstieg, und legte ihm Alles zur Hand, damit er es finde, ohne danach zu suchen, wenn er es brauche. Er bedankte sich freundlich für ihre Dienstleistung und sie verließ ihn mit beruhigtem Herzen, da sie ihn nun wieder ganz in der alten heiteren Stimmung fand, wie sie es seit langen Jahren an ihm gewohnt war.

Frau Mausgrau hatte den Pavillon verlassen und er war wieder mit sich und der schönen Natur allein, deren stiller Frieden ihm hier oben immer so wohl that und sein Herz, wenn es in ihm gährte und kochte, wunderbar schnell beruhigte. Jetzt stieg er die Wendeltreppe empor, ließ aber den Paletot unten liegen, denn es war ja noch warm genug und er hielt sich für überzeugt, daß er ihn heute gar nicht gebrauchen würde.

Und so stand er bald unter der Glaskuppel, deren Fenster er sogleich öffnete, um frische Luft in den heißen Raum einströmen zu lassen, und als er ihr kühleres Wehen an seiner Wange fühlte, rieb er sich vor Vergnügen die Hände und begann nun, sich nach allen Seiten umzuschauen und seine Lieblingsstellen zu grüßen, wie er es jeden Abend that.

O, wie dehnte sich da seine Brust aus, als er nun ringsum zu seinen Füßen seine schöne Heimath ausgebreitet sah! Die Sonne war freilich hier oben nicht mehr sichtbar, denn sie war schon hinter die Yburger Berge gesunken, aber der ganze westliche Himmel war in ein Meer von Purpur und Gold getaucht und die kleinen Federwölkchen, die an ihm flatterten, zeigten bald einen goldenen, bald silbernen Rand, der sich nur langsam verlor, je tiefer die Sonne unter den unabsehbar weiten Horizont sank. Im Norden, Osten und Süden aber lag tiefblauer Duft auf den Feldern und Wäldern, den Bergen und Wiesen, und nur einzelne Punkte, ihm wohlbekannte Häuser und Gehöfte in der Nähe, traten noch klarer daraus hervor, aus deren Essen mattgraue Rauchsäulen in die Höhe wirbelten und dem stillen Beschauer verriethen, daß die darin wohnenden Menschen von ihrer Arbeit im Freien unter ihr heimathliches Dach zurückgekehrt

wären und sich nun ihr Nachtmahl bereiteten, das er selbst schon lange genossen hatte.

Lange betrachtete er das ihm immer neue und von Neuem ihn anheimelnde Landschaftsbild und er konnte sich nicht satt an Allem sehen, was sich seinem Auge darbot. So hatte er wohl länger als eine Stunde hier oben zugebracht und der Zeitpunkt war gekommen, wo der Abend der Nacht weicht, um den Gestirnen Gelegenheit zu geben, ihr Licht über die Welt leuchten zu lassen und das Herz der danach ausschauenden Menschen zu erfreuen. Aber da sollte er noch ein anderes, ihm wohlbekanntes und immer schönes Schauspiel erleben. Er wußte, daß es an diesem Tage Vollmond war und er kannte die Stelle genau, wo er über der Grotenburg in einer Berglücke zum Vorschein kommen würde. Er hatte schon oft sehnsüchtig danach hingeblickt, aber noch immer wollte er nicht sichtbar werden, obwohl er schon längst aufgegangen sein mußte, denn es war neun Uhr vorbei; aber die Berge, die er zu überklimmen hatte, hielten ihn auf seinem Weltgange auf und der ihn erwartende einsame Mann mußte sich in Geduld fügen, um das herrliche Schauspiel von Anfang an zu bewundern.

Allmälig aber begann sich der östliche Himmel matt zu röthen und eine sanfte, erst bronzefarbige,

dann rosige Ausstrahlung breitete sich über die fernen, in blauem Duft verschwommenen Berge aus. Rasch nahm diese Färbung an Intensität und Umfang zu und flammende Strahlengarben schossen durch die dämmerige Atmosphäre und erhellten den Himmel, während die dunkler und dunkler werdende Erde noch nichts von ihrem Lichte empfing. Endlich aber wurde ein kleines Stück des gewaltigen Himmelskörpers sichtbar und nun quoll er mächtig aus seinem Dunstkreise hervor und übergoß plötzlich Alles, was unter ihm lag, mit seinem bläulichen phantastischen Dämmerlicht.

Doctor Blank schaute fast athemlos auf diese Erscheinung hin, denn so schön und vollkommen klar glaubte er sie lange nicht wahrgenommen zu haben. Er hätte aufjauchzen mögen, als er die volle dunkelglühende Scheibe erst frei im blauen Aethermeere schwimmen und rasch heraufsteigen sah, um ihre beneidenswerthe Pflicht für so viele Millionen nach ihr ausschauender Erdenmenschen zu erfüllen.

Von dem Anblick ganz hingerissen, vergaß er, nach seinen Instrumenten zu greifen, sein eigenes Auge schien ihm heute klar und scharf genug zur Beobachtung zu sein, und ohne Unterlaß schaute er darauf hin, bald in die Höhe, bald in die Tiefe, um die

Wirkung des göttlichen Lichtes wahrzunehmen, die es auf den Himmel und die still ruhende Erde darunter hervorbrachte, und den Wechsel im Farbenspiel zu verfolgen, der ihm stets so viel Liebliches und Anregendes bot.

Aber da wurde sein Auge mit einem Mal von dem großen Lichtkörper abgeleitet, denn eben entwickelte sich der erste Stern aus einer kleinen weißlichen Wolke, die wie verlassen an der Seite des Mondes schwebte und doch auch von ihm liebevoll mit seinem Lichte bedacht wurde. Es war sein Lieblingsstern, der jetzt immer klarer und deutlicher hervortrat, die Venus, der Stern der Liebe, nach dem er stets mit namenloser Sehnsucht und wunderbarer Hoffnung in seinen wehevollsten Nächten emporgeschaut. Als er ihn aber eine Weile betrachtet und in feierlicher Stimmung sein flackerndes, strahlendes Licht in sich eingesogen, faltete er wie im Gebet die Hände und sprach in tiefer Bewegung:

„O ihr ewigen Sterne, wie seid ihr mir so theuer geworden, daß ich es nicht einmal mit einem Worte bezeichnen kann, denn die Liebe und Verehrung, die ich für euch hege, drückt keine menschliche Sprache aus. Von Kindesbeinen an habe ich euch geliebt, meine Augen jede Nacht voller Sehnsucht auf euch

gerichtet und immer geglaubt, daß hinter euch der große Schöpfer und Lenker aller Welten wohne. Als ich aber erst verständiger geworden war, mein Auge Licht und mein Geist Klarheit erhielt, da habt ihr mir eure endlosen und bis dahin verborgenen Wunder aufgeschlossen, so weit ein menschliches Auge sie sehen und ein menschlicher Geist sie ergründen kann. O ihr lieben Sterne, ihr habt aber nicht blos über mir, sondern auch über ihr geleuchtet, über ihr, die ich meine und an die ich seit langen Jahren jede Nacht denke, wenn ich unter euch stehe, und habt ihr eure Strahlen, eure Farben, eure Lichter gezeigt und vielleicht auch ihr zugeflüstert, was ich in eurem Flimmern zu lesen glaubte. O, für diese große und schöne himmlische Gabe danke ich euch! Sophie, ach! sie hat euch in unserer damaligen Heimath oft mit mir gemeinschaftlich betrachtet und wir waren dabei namenlos glücklich, denn wir waren jung und liebten uns. O, sie war schön in ihrer Jugend, sehr schön, und jetzt ist sie eine alte Frau geworden, wie ich ein alter Mann. Und doch — Wunder über Wunder über das menschliche Herz, das sich von seinen Jugendträumen nicht losreißen und seine Jugendhoffnungen nicht vergessen kann! — ich liebe sie noch wie damals und mein Auge würde die Veränderung, die

mit ihr vorgegangen, nicht wahrnehmen, denn ihr Geist und ihr Herz sind gewiß unverändert geblieben, nnd in meinem Innern steht sie noch immer so, wie sie aussah, da sie jung und frisch und reizend war. —

„Ob sie auch mich wohl erkennen wird, wenn sie mich wiedersieht?“ fuhr er nach kurzem Schweigen und Nachsinnen fort. „O, ich habe mich äußerlich sehr verändert; mein Haar ist weiß geworden und das Feuer meiner Jugend ist erloschen, aber mein Herz und mein Geist sind, ich fühle es, doch noch die alten geblieben, ich bin noch ich, und so wird sie mich gewiß auch wieder erkennen, wenn sie mir in's Auge sieht, denn das Auge des Menschen verändert sich nicht und bewahrt den alten Blick, den ihm Gott von Anfang an gegeben hat.“ —

In Gedanken hierüber verloren, schwieg er, wandte aber sein Auge nicht von den Sternen des Himmels ab, die jetzt alle in glorreicher Majestät über ihm glühten und flimmerten, und richtete es nach der Erde und der Gegend hin, wo das Haus seines Freundes, des Meyers, lag und auf der es suchend haften blieb, da er bei der nächtlichen schwachen Beleuchtung nichts Einzelnes mehr dort unten gewahren konnte.

„Ja,“ sagte er nach einiger Zeit und nickte leise

und wie grüßend mit dem Kopf dabei, „da ist sie heute gewesen, ihr leichter Fuß hat die Tenne betreten und ihr Auge sich Alles darin angeschaut. O, der Meyer, Reinhard, Thusnelda, Esther, die Knechte, die Mägde, ja die Pferde und Kühe, Alle, Alle haben sie gesehen — nur ich noch nicht!“

Eine stille heiße Thräne kam bei diesen Worten in sein von Weh und Sehnsucht umflortes Auge und er trocknete sie eben rasch, als er verwundert aufhorchte. — Was war das? Hörte er nicht unten in oder am Pavillon etwas flüstern, als ob mehrere Menschen leise mit einander sprächen? Ja — er hatte sich nicht getäuscht, es mußten Menschen im Pavillon sein, die unbemerkt von ihm den Berg erstiegen und die luftige Waldhöhe erreicht hatten.

Er horchte zum offenen Fenster der Glaskuppel hinaus, um irgend eine Stimme zu unterscheiden, aber er vermochte es nicht, denn sein Herz klopfte so stark, daß sein Schlag ihm bis nach dem Kopf hinauf dröhnte und alle seine Sinne wie mit Nacht umzog.

Er wußte nicht, wohin er sich wenden, was er thun sollte, denn die Gedanken schienen ihm still zu stehen und die ihm unterthänige Denkkraft ihre Wirkung zu versagen. Plötzlich aber bebte er zusammen und zitterte wie Espenlaub. Ein Ton war wieder

an sein Ohr gedrungen und diesmal hörte er ihn genau und wußte, woher er kam und was er bedeutete. Er glitt an die offene Fallthür der Glaskammer und horchte die Treppe hinab. Nein — er hatte sich nicht getäuscht. Die eiserne Wendeltreppe hatte ein menschlicher Fuß betreten und ihre Stufen krachten und stöhnten unter ihm. Sein erster Gedanke war: „Es ist der Meyer, der mir Esther und mit ihr eine Botschaft bringt!“ aber gleich darauf dachte er nichts mehr und war nur ganz Ohr. Der Tritt machte sich eine Secunde lang nicht mehr vernehmbar, dann aber rückte er wieder weiter vor — langsam — zögernd — leise — nein, das war nicht des Meyers schwerer Tritt, so kann nur eine Elfe schreiten, die mehr gleitet als geht.

Er horchte tiefer mit allen Sinnen hinab — da prallte er einen Schritt zurück. Ein heller Lichtschein drang von unten aus der Kammer herauf und ihm entgegen, und nun vernahm er die derbe Stimme des Meyers, die laut und vernehmlich sagte:

„So, nun ist es hell und Sie können nicht fehlen. Er ist oben, ich bürge dafür. Steigen Sie dreist hinan — ich bleibe hier unten in Ihrer Nähe!“

Dem alten Manne sträubten sich die Haare auf dem Kopfe, er faßte mit der Hand nach der Stirn,

die ihm zu tropfen begann, wobei ihm der Hut herunterfiel, und starrte wie leblos durch die Fallthür, auf deren Treppe sich jetzt ein leichter Schritt näherte und in deren Dämmerlicht zuerst ein Kopf — dann eine Gestalt erschien.

„Wer kann das sein?“ dachte Doctor Blank wie im Fluge, und dann war es ihm, als ob er, wie von Fittigen getragen, über eine ungeheuer tiefe und weite Kluft — in die Vergangenheit zurückgesetzt würde, und nun wußte er, wenn er vor sich sah.

Vor ihm stand eine zarte, in schwarze Gewänder gekleidete Gestalt, deren wachsbleiches, edles und feines Gesicht er auf der Stelle erkannte, zumal sie selbst eine kleine hell brennende Laterne in der zitternden Hand trug, die sie, dicht vor ihm angekommen, auf den daselbst stehenden Schemel stellte. Noch einen langen, tief forschenden Blick senkte das Auge dieses Gesichts auf das seine, in das seine, dann — lag sie zu seinen Füßen und rief mit laut aufschluchzendem, aber ihm wie die süßeste Musik in die Ohren klingenden Ton:

„Theodor! Verzeihe mir, aber ich mußte Dich heute noch sehen! Und da Du nicht zu mir kamst, suche ich Dich bei Deinen Sternen auf, die Du immer geliebt, wie Du sie noch heute liebst. O Theodor

— ich flehe Dich an — verzeihe mir meinen Irrthum, den ich einst begangen und mit dem ich Dir so wehe gethan. Aber ich habe ihn schwer gebüßt, glaube es mir! O verzeihe mir, ich flehe noch einmal, und sprich ein Wort. Ich bereue ja schwer, was ich gethan, aber nicht ich allein war die Schuldige, eine mächtigere, für mich unbesiegliche Hand stieß mich in den Abgrund, der mich so lange verschlang, und jetzt komme ich, um zu hören, daß Dein Herz noch das alte ist und daß Du vergeben kannst, was ich an Dir gesündigt habe!“

„Sophie!“ rief er laut aufschluchzend aus, als sie gesprochen, aber er konnte nichts weiter sagen, seine Empfindung war zu gewaltsam und füllte sein ganzes Wesen vom Scheitel bis zur Sohle aus. Mit kräftigen Armen hatte er sie vom Boden erhoben, nur einen einzigen Blick noch in ihr kindliches, ihn anflehendes Auge geworfen, und dann — er wußte selbst nicht, wie es geschah — lag sie an seiner Brust und schluchzte laut, wie auch er es that. —

Es dauerte lange Zeit, bis Beide sich so weit erholt hatten, daß sie wieder zusammenhängend und verständlich sprechen konnten. Er betrachtete sie nur immer wieder mit staunenden, flammenden Blicken, durchforschte hundertmal ihr zartes Gesicht, auf dem zwar nicht

mehr die Farben der Jugend blühten, aber in dem das treue blaue Auge mit dem seelenvollen Blick das alte geblieben war.

„O Sophie,“ sagte er endlich, „also so sehen wir uns wieder und hier — bei den Sternen! Ach, viele Jahre sind zwar dahin geschwunden, unsere Haare sind weiß geworden, aber unsere Herzen — ich fühle es jetzt erst — sind warm geblieben. O, und wie merkwürdig ist es — wie fest ist mir die Erinnerung an Deine ehemalige Gestalt in die Seele geprägt! Ich sehe Dich nicht, wie Du jetzt bist, sondern wie Du mir vor so vielen Jahren erschienst, und wie ich Dich damals in der Wirklichkeit geliebt, so liebe ich Dich noch jetzt in der Phantasie der Jugend, die unvergänglich, unauslöschlich ist. Das ist das geistige Auge, womit man alle Menschen anschauen sollte, denen man auf der Erde begegnet, und wenn man es thäte, dann würde man seltener an sich und Anderen irre werden, denn wenn auch das Aeußere des Menschen sich vielfach ändert und wandelt und zuletzt sogar in Staub zerfällt, sein Inneres bleibt, wie es von Anfang an war und die Vorsehung es einmal geschaffen hat. O sieh, meine Liebe, da sind wir also wieder beisammen, und nun, ehe wir uns zu den guten Menschen da unten wenden und ihnen danken, daß sie uns hier

zusammengeführt, sieh Dir noch einmal meine Sterne an — da — diesen dort — es ist ja die Venus, unser Lieblingsstern. Und weißt Du, warum er mein Lieblingsstern auch geblieben ist? Kein anderer hatte für mich während meiner ganzen Lebens- und Leidenszeit eine so beredte Sprache, wie dieser, keiner flimmerte mir sein strahlendes Licht so ohne Unterlaß zu, und es war, als ob er immer zu mir spräche und sagte: Sei ruhig, Du wirst sie ja wiedersehen! Ich bezog diese Sprache aber nicht — denn ich glaubte an meine Sterne — auf ein Wiedersehen hier auf Erden, ach nein! so weit gingen meine Hoffnungen nicht — sondern nur auf ein Wiedersehen im Himmel, vielleicht auf jenem strahlenden Stern selbst, auf dem wahrscheinlich auch Wesen menschlicher uns ähnlicher Art leben, und nun siehst Du, daß er mich nicht betrogen hat, er hat Dich mir sogar schon auf Erden wiedergeschenkt und so lernst Du daraus von Neuem, was uns schon Dein Großvater gelehrt, daß auch die Sterne reden können!"

„Ja, sie können reden, ich glaube es Dir!" rief sie lebhaft aus, und wieder lag sie an seiner Brust und noch einmal hielten sie sich lange umschlungen, bis sie sich endlich in ihr namenloses Glück gefunden hatten und zu den guten Menschen hinuntersteigen

konnten, die sie im unteren Zimmer voller Sehnsucht und Liebe erwarteten.

Es war beinahe Mitternacht, als Doctor Blank und Sophie vorsichtig die Wendeltreppe hinunterstiegen und unten im kleinen Gemach den Meyer, Thusnelda und Armin, Reinhard und Esther fanden, denn sie Alle hatten die Baronin auf ihrem heutigen schweren Gange begleitet und ihr durch ihre Hülfe das Ersteigen des steilen Berges möglich gemacht. Man sprach nicht viel unten im Zimmer, denn Aller Herzen waren zu bewegt dazu, nur drückte der Doctor jeden Einzelnen wiederholt an seine Brust und stammelte ihm seinen innigsten Dank zu. An des Meyers und Doctor Blank's Arm, während Reinhard und Armin vor ihnen hergingen und ihre Laternen dicht über dem Boden hielten, stieg die Baronin den Berg hinab, und unten am Hause vor der Heckenthür fanden sie die Wagen, die die späten Gäste nach Blanksruh gebracht. Alle bestiegen sie nun und Armin fuhr seine vor Glück laut weinende Mutter nach Hause, während Adam Riese mit einer hellen Laterne vorausritt, denn so hatte es der sorgsame Meyer gewollt, obwohl der helle Mondenschein es fast unnöthig machte. Als aber alle Gäste

das kleine Haus verlassen hatten und eine tiefe Stille darin eingetreten war, lag Doctor Blank bei geschlossener Thür in seinem Zimmer auf den Knieen und, die Hände emporhebend, sprach er laut und aus innerstem Herzen:

„Ich danke Dir, Gott im Himmel, Du hast meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt und mir meine Liebe noch einmal vor Augen geführt! O, es war meine erste einzige Liebe und sie ist es noch immer wie in meiner Jugend, denn eine solche Liebe begräbt und vergißt man nicht. Ja, ich habe sie gesehen und morgen — morgen werde ich sie wiedersehen, denn das habe ich ihr versprechen müssen und ich werde es halten. Ich danke Dir!“

Sechstes Capitel.

Schluß.

Wenn wir nach Verlauf von fünf Vierteljahren die drei uns lieb gewordenen Niederlassungen im Teutoburger Walde wieder aufsuchen, so finden wir in ihnen wie in den Verhältnissen ihrer Bewohner sehr Vieles verändert. Erst vor einem Vierteljahr im Anfang des so schönen Septembers hatte die Vermählung der beiden jungen Brautpaare stattgefunden und es war dies eigentlich nur ein Fest innerhalb der betheiligten Familien gewesen. Von Seiten des Meyers waren nur wenige Freunde und Nachbarn zur Theilnahme zugezogen worden, von Joël's Seite gar keiner, und Doctor Blank, wie er sich noch immer und fernerhin nannte, hatte außer dem Pfarer in B . . ., der die Paare getraut und auch Esther in die christliche Religionsgenossenschaft eingeführt, nur den Landrath des Kreises zu seinem Gaste gehabt. Reinhard und

Armin von Strachnitz hatten ein Jeder nur einen Studienfreund und Kriegskameraden zu ihrem Feste eingeladen, und Thusnelda und Esther zu ihren Brautjungfern je zwei Freundinnen ausgewählt, die aber noch am Tage der Morgenhochzeit mit allen übrigen Anwesenden den Festort verlassen hatten.

Dieser selbst war Schloß Strachnitz gewesen, das allein die dazu nöthigen Räumlichkeiten aufweisen konnte, da man allgemein von einer städtischen Feier abgesehen, wozu der Meyer eigentlich die meiste Lust gehabt, von Moses Joël und dem Doctor aber davon abgebracht worden war, zumal auch die Baronin sich dem Wunsche der Letzteren angeschlossen hatte.

Was die Neuvermählten selbst betrifft, so waren sie schon am Hochzeitstage gleich nach der Abreise sämmtlicher Gäste auf ihre Besitzungen eingezogen und hatten hier die Zügel ihrer kleinen Regierungen selbstständig in die Hand genommen, denn von den üblichen Hochzeitsreisen war Keines von ihnen ein Freund und auf ihren stillen, von aller Welt abgelegenen Gütern konnten sie sich mehr als an irgend einem anderen Orte in der Fremde einander hingeben und die Freuden ihrer Vereinigung, ihre Flitterwochen, in ungebundenster Weise genießen.

Was jedoch die Veränderungen der drei Wohnorte

unserer Freunde anbelangt, auf die wir wenigstens einen oberflächlichen Blick werfen müssen, so waren dieselben auf dem Spiegelhof, wenigstens von außen, am wenigsten bemerkbar, denn die Umgebung des Hofes wie das Haus selbst waren unangetastet geblieben. Nur hatte Joël es sich nicht nehmen lassen, das Innere des letzteren vollkommen neu zu gestalten, und so waren die Zimmer des Herrenhauses nicht nur insgesammt frisch und höchst elegant tapezirt, sondern auch die Ausstattung mit Möbeln und Zierathen aller Art entsprach ganz und gar dem modernen Geschmack eines reichen Mannes, der sich und die Seinigen gern in einem behaglich eingerichteten Hause wohnen sieht und seine Freude daran hat, wenn auch Andere ihn in einem solchen wohl untergebracht finden.

Esther hatte Thusnelda's früheres Zimmer bezogen und das benachbarte Arbeitsgemach des Meyers war Reinhard's Aufenthalt geworden, wenn er einmal allein sein wollte, was in der ersten Zeit seiner Ehe freilich sehr selten geschah. Die übrigen weiten Räumlichkeiten waren ebenfalls gänzlich umgestaltet und boten so viele von der ländlichen Gewohnheit des früheren Bewohners abweichende Reize und Bequemlichkeiten dar, daß derselbe sie, als er sie zum ersten Mal nach der Restauration betrat, kaum wieder-

erkannte und gar nicht glauben wollte, daß er sie früher in einem anderen Zustand besessen und benutzt.

In diesen freundlichen und bequemen Räumen nun lebte das junge Paar so glücklich, wie man es von ihrem Charakter und Wesen, von ihrer Begabung und eigenthümlichen Geistesrichtung nur erwarten konnte, und Esther leitete mit einem so großen Geschick und so ganzer Hingebung den umfangreichen, ihr früher vollkommen fremden Haushalt, wie sie es einst an Thusnelda gesehen und von ihr in kurzer Zeit gelernt hatte. Schon früh an jedem Morgen sah man sie in ihrem reizenden Hauskleide und die lange Latzschürze sauber vorgesteckt, in der Tenne die Arbeiten an die Mägde vertheilen, und hier wie in allen übrigen Vorrathsräumen war sie so gut zu Hause, wie in ihrem Schreib- und Arbeitszimmer, denn auf ihren besonderen Wunsch hatte ihr Reinhard die Führung der Bücher überlassen, was sie mit großer Sorgfalt und ungemeiner Pünktlichkeit that. Ueberaus glücklich war sie, wenn sie nach vollbrachter Tagesarbeit am Arm ihres Mannes den ihr immer gleich lieben und schönen Wald betrat, die herrlichen Bäume begrüßte und einen abendlichen Spaziergang um den schilfbewachsenen Teich mit ihm unternahm. Alle Mägde gehorchten ihr willig und die Knechte hatten großen

Respect vor ihr, da sie einen Jeden gleich freundlich behandelte, immer das Rechte und nie zu viel sprach und alle ihre Anforderungen dem Leistungsvermögen der Einzelnen anpaßte. Reinhard dagegen befand sich den Tag über viel zu Pferde und beritt täglich sein jetzt so weitläuftiges Revier, um überall nach dem Rechten zu sehen und alle unternommenen Arbeiten und Verbesserungen in derselben Art und Weise fortzuführen, wie sein umsichtiger und praktischer Vater sie begonnen hatte.

So gedieh der große Hof, zur höchsten Freude des Meyers, von Tag zu Tag mehr; das Vieh wurde im trefflichsten Zustande erhalten, die Pferde besonders auf der Fohlenkoppel wie bisher gepflegt und die große Schaafzucht nahm sogar einen viel rascheren Aufschwung, als ihr der Meyer selbst hatte geben können, da er als alter Landwirth den Neuerungen der Jetztzeit vielfach abhold gewesen war, die er theoretische Träumereien nannte und von denen er sich um so weniger versprach, da seine Vorfahren gar keine Kenntniß davon gehabt hatten.

Er selbst, der gute Mann, hatte, sobald er im Herbst seinen Hof dem Sohne übergeben, in der benachbarten Stadt seine Wohnung genommen und die erkaufte neue Villa am Fuße des schönen Johannis-

berges bezogen, die er sich schon längst zu einem solchen Zweck ausgesucht und im Stillen erworben hatte. Seine Uebersiedelung dahin erregte in der ganzen Umgegend nnd bei allen seinen näheren Bekannten die größte Sensation, denn Niemand hatte es für möglich gehalten, daß ein Abkömmling der Wittekind'schen Meyer freiwillig seinen angestammten Hof verlassen und in die Stadt ziehen könne.

„So," hatte unter Anderen der Gemeindevorsteher im Dorfe B . . . gesagt, als er diese Kunde vernommen, „also ist es doch wahr und er zieht in die Stadt? Na, dann bleibt ja „der Narr" wirklich ewig auf mir sitzen, für den ich mich selbst gescholten, als der Meyer mir sagte, daß er seinen Hof seinem Sohne überlassen wollte. O, wer hätte das dem alten und auf seinen uralten Besitz so stolzen Eisenkopf zugetraut! Darum also fand auch der rasche Kauf des großen Gemeindewaldes statt und er sollte dem Herrn Sohn als Aussteuer für das schöne Judenmädchen dienen, um ihm zu zeigen, was solch ein Papa leisten und vollbringen kann! Ha! hätte ich geahnt, daß der so reiche Jude einen solchen Zweck vor Augen hatte, wahrhaftig, er hätte mir tausend Thaler mehr dafür zahlen sollen, als ich dem Meyer abgefordert. Aber man ist und bleibt einmal dumm,

also ein Narr sein ganzes Leben lang, und ich werde den Meyer — Gott straf' mich, wenn es nicht wahr ist! — verstehen, wenn er wieder vor meine Augen tritt und mich mit seiner lächelnden Miene von oben bis unten betrachtet, als wollte er sagen: Na, dem hab' ich auch ein X für ein U gemacht und mein Sohn hat den ganzen Vortheil und die ganze Freude davon!"

Die Villa am Johannisberge aber war so geräumig und wohleingerichtet, daß auch Joël ein bequemes und stattliches Unterkommen darin finden konnte, wenn er nicht bei seinen Kindern auf dem Spiegelhof oder bei seinem Freunde in Blanksruh war. Und hier hausten die beiden Alten mit einer verständigen Wirthschafterin in größter Gemächlichkeit und genossen den Abend ihres Lebens in aller Ruhe und Friedfertigkeit, wie sie es Beide durch ihre lange Arbeit und ihr menschenfreundliches Wohlwollen gegen alle Welt so wohl verdient hatten. Aber der Meyer war in den ersten Zeiten eben so wenig zu Hause wie Joël; mit flinken Pferden, die in dem Stalle der Villa standen, fuhren sie fast täglich nach dem Spiegelhof, Blanksruh oder Strachnitz hinaus, um im Kreise der Ihrigen sich des Lebens zu freuen und ihr Wohlgefallen am Gedeihen ihrer Kinder und deren Besitzungen zu haben. —

Eine viel bedeutsamere und auffallende Verände-

rung als der Spiegelhof aber hatte Blanksruh erfahren. Dem kleinen Wohnhause war ein neuer Anbau hinzugefügt, um Raum für die häufigen Besucher aus der Stadt zu gewinnen; das ganze Gebäude war mit einer ringsumlaufenden Veranda umgeben und hatte mit seinem flacheren Schieferdach beinahe das Aussehen eines Schweizerlandhauses genommen, was zu seiner ländlichen Umgebung, den schönen Bergen und Wäldern im Thale selbst vortrefflich paßte, zwischen denen es inmitten seines Rosengartens so idyllisch und friedlich lag. Nach der Warte hinauf war ein bequem ansteigender und vielfach sich schlängelnder Weg angelegt, auf dem zwei Personen ohne alle Beschwerde neben einander gehen konnten, wenn der Weg auch etwas weiter geworden war. Auch die Stallung war um das Doppelte vergrößert worden, denn Joël hatte sich ein paar rasche Pferde und einen gegen Wind und Wetter geschlossenen Wagen zugelegt, mit denen er seine Kinder und den alten Freund besuchte und die ein bequemes Unterkommen haben mußten, wenn er Tage lang bei ihnen weilte. Doctor Blank hatte, schon seinem alten Isegrimm Isaak zu Liebe, seine beiden kleinen fetten Ponies behalten, von denen derselbe behauptete, daß sie vergebens ihres Gleichen auf der Welt suchten, ein Ausspruch, den Frau Mausgrau

dahin auslegte, daß er nur nicht mit anderen und größeren Pferden zu fahren verstehe und daß die beiden eigensinnigen Ponies mehr ihn regierten, als er sie.

Isaak hatte auch schon lange vor der Hochzeit Esther's von dieser eine neue Livree zum Geschenk erhalten und zwar mit einem rothen Kragen, den er sich so oft gewünscht, um sich wiederum etwas Militairisches mehr auf den Leib zu bringen und sich dadurch ein Ansehen zu geben, welches ihn in den Augen der Leute auf eine höhere Stufe als bisher stellte, zumal man ja, wie er meinte, in kriegerischen Zeiten lebte und nicht wissen könnte, ob der allgemeine Landsturm nicht doch noch einmal aufgeboten werden würde. Der edle Rosselenker und unverdrossene Peitschenvirtuos, der noch immer die Hunde auf dem Spiegelhof, wenn er daselbst erschien — und er ging aus Gründen sehr gern dahin — in eine stürmische Rebellion versetzte, trug sich nämlich, wie wir bald genauer erfahren werden, schon lange mit einem großartigen Plane herum, der für sein ganzes ferneres Lebensglück entscheidend werden sollte, obgleich Frau Mausgrau, als sie davon Wind bekommen, in ein krampfhaftes Gelächter ausgebrochen war und ihn mit beißenden Worten auf sein abschreckendes und sogar die Kinder in die Flucht schlagendes Kladderadatschgesicht aufmerksam gemacht hatte.

Daß es nach allen diesen Veränderungen und Wechseln von jetzt an viel lebhafter auf dem bisher so einsamen Blanksruh zuging, bedarf keiner besonderen Versicherung, denn außer Isaak und dem Gärtner Pinkert mit seiner Frau, die im Hause blieben, kehrten ja nebst den Herrschaften von allen Seiten auch deren Kutscher häufig daselbst ein, und in der Küche flackerte das Feuer und brodelten die Töpfe und Pfannen oft den ganzen Tag, wenn die Gäste vollzählig versammelt waren, was oft genug der Fall. Frau Mausgrau blieb immer und jederzeit die für Alle, aber für ihren lieben alten Herrn zumeist sorgende Haushälterin, die von früh bis spät in Küche, Keller und Haus thätig war, aber leider auch gab es für sie Tage, an denen sie ganz allein mit den Gärtnersleuten und der neuen Köchin das Haus hüten mußte, denn ihr Herr war auf seine alten Tage nach ihrer Meinung ein wahrer Umherschwärmer geworden, der bald nach Strachnitz, bald nach der Stadt, am häufigsten aber nach dem Spiegelhof flatterte, um seine alte Freundin, seine Freunde und Kinder zu besuchen, wie er die vier jungen Leute nannte, bei denen allen er stets ein hoch willkommener Gast war und denen er nie lange genug blieb, wenngleich auch sie ihn oft besuchten, zumal wenn der Meyer und Joël sich

mit ihnen ein Rendezvous bei dem alten Herrn gaben. —

Die umfassendsten und wichtigsten Veränderungen von allen drei Niederlassungen aber hatte Gut und Schloß Strachnitz erfahren. Das letztere war einer völligen Restauration unterzogen worden und hatte auch äußerlich ein sehr stattliches Kleid von sandsteingrauer Oelfarbe erhalten. Der große Platz und die Rampe davor waren in einen reizenden, mit Gebüsch und Blumen geschmückten Gartenvorhof verwandelt, den der neue Gärtner mit der größten Sorgfalt pflegte, da ja gerade dieser Theil ihres Besitzes den Schloßbewohnern stündlich vor Augen lag. Eben so war auch das Innere des Schlosses vollkommen erneuert und verschönert, die Corridore, Treppen und Zimmer entsprechend geschmückt und von jetzt an gab es keine verschlossenen Gemächer und keine verhangenen Fenster mehr darin, denn die Familie bewohnte seit der beendeten Restauration das ganze Haus und hatte sich völlig dem Geschmack und dem Bedürfniß der Neuzeit gemäß darin eingerichtet. Nur die Zimmer, welche der alte Baron einst bewohnt, wurden von der Familie nicht benutzt, sie waren zu Fremdenzimmern umgestaltet, hatten aber eine andere Ausstattung erhalten, so daß Joël, als er zum ersten Mal eins dieser Zim-

mer mehrere Tage lang bewohnte, um mit dem Baron die Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen, nicht ahnte, daß es dasselbe sei, in welchem er die bekannte Scene mit dem verstorbenen Herrn erlebt hatte.

Wenn nun aber schon das Schloß so modern und zierlich hergestellt war, so erfreute sich das Gut selbst einer noch viel heilsameren und nothwendigeren Umgestaltung. Alle faulen Knechte waren entlassen und dafür rüstige und fleißige Arbeiter angestellt, unter denen der tüchtige Verwalter strenge Zucht und Ordnung hielt. Außer den ansässigen Knechten und Arbeitern aber war eine große Anzahl Tagelöhner angenommen, die sich unausgesetzt mit der so lange vernachlässigten Cultivirung der Ländereien und Wälder beschäftigten. Zunächst war der Boden umgearbeitet und reichlich gedüngt worden, man hatte durch neu gezogene Gräben das überflüssige Wasser abgeleitet und die mitunter grundlosen Wege vollständig erneuert und befestigt. In den Waldungen waren großartige Anpflanzungen vorgenommen und die vielen Wurzelstöcke ausgerodet und zu Gelde gemacht; der Viehstand war bedeutend vergrößert und die Scheunen und Ställe vollständig umgebaut und massiv erneuert, so daß der Gutshof gar nicht mehr zu erkennen war und dem zu-

fällig vorüberfahrenden Beschauer Freude und Staunen erregte. So sah also der Meyer auch hier allmälig Blüthe auf Blüthe und Frucht auf Frucht folgen und sein Auge leuchtete hell auf, wenn er durch das Gut fuhr oder ritt; die Arbeiter fleißig wirken sah und das Gedeihen an allen Orten und Enden bemerkte.

Auch im Haushalt war eine ganz andere Ordnung eingeführt; weise Sparsamkeit, die man unter der Oberaufsicht des verstorbenen Besitzers und seines Inspectors gar nicht gekannt, herrschte jetzt in Küche und Keller der Herrschaft wie der Diener, und nach allen Richtungen hin führte Thusnelda als oberste Leiterin des Ganzen ihr Scepter mit einer Umsicht und Gewandtheit, als ob sie von Kindesbeinen an einem so großen und weitverzweigten Hauswesen vorgestanden hätte. Auch auf den schönen Park und eine reichere Blumenzucht, die ihr immer im Spiegelhof gefehlt, hatte sie ihr Augenmerk gerichtet, und der Gärtner, den Pinkert, und der Förster, den der Meyer besorgt, thaten ihre Pflicht an den alten Bäumen und den neu gepflanzten Gesträuchen, so daß man in wenigen Jahren große Freude davon erwarten konnte.

Das Alles war mit Hülfe des von Doctor Blank

hinzugeflossenen bedeutenden Capitals in's Werk gesetzt und Joël hatte, noch bevor er sein Geschäft in Paderborn anderen Händen übergeben, alle Schulden abgetragen, die noch auf dem Gute überhaupt oder auf dem immer leeren Säckel des verstorbenen Barons hafteten. So war denn des guten Doctors schöner Traum auch in dieser Beziehung vollkommen in Erfüllung gegangen und jedesmal, wenn er nach Strachnitz kam, und er kam ja jetzt sehr oft, hatte er seine Freude an Allem, was er sah und vernahm, und sein altes menschenfreundliches Herz klopfte hoch auf, wenn ihm Sophie und ihr Sohn das Glück zu erkennen gaben, das er über ihre Häupter und Herzen heraufgeführt.

Ein schöneres und zarteres Verhältniß aber als das, welches zwischen Armin's Mutter und Thusnelda bestand, konnte man sich gar nicht denken. Die Erstere behinderte die junge und thatkräftige Hausfrau in nichts und ließ sie in Allem und Jedem nach Gutdünken schalten und walten, da sie wohl wußte, daß es gut und zweckmäßig war, was sie that und unternahm. Mit voller mütterlicher Liebe umfaßte sie das schöne blühende Weib und es gab keinen Augenblick in ihrem jetzt so genußreichen Leben, in dem sie die verständige Wahl ihres Sohnes nicht gepriesen hätte, die alle Tage ihr Herz mehr gewann und so viel dazu beitrug, daß

sie wieder heiter und fröhlich wurde, wie sie es in ihrer Jugend gewesen war.

Ja, der alte Trübsinn, die ewige Trauer, die so tief in ihrem Herzen gewühlt, war lange daraus verschwunden, sie war wieder eine lebhafte, genießende und rührige Frau geworden, und wie ihr Geist nach abgestreiften Fesseln wieder rasch aufblühte und sich zu neuen Lebenskeimen entfaltete, so blühte auch ihr Körper wieder auf, der wehmuthsvolle Ausdruck ihres Gesichtes schwand mit der krankhaften Blässe, und die Farben geistiger und leiblicher Gesundheit traten wieder darauf hervor, zur Freude Aller, die es sahen. Auch hütete sie nicht mehr wie sonst fast unablässig das Haus und vergrub sich in ihre einsamen Studien, die sie aus alter Gewohnheit und in Erinnerung an ihren theuren Jugendfreund so lange gepflegt, nein, sie war sogar recht oft außer dem Hause, fuhr, wenn Armin auf dem Gute unentbehrlich war, mit Thusnelda in deren reizendem Gespann, welches ihr der Meyer nach seinem früheren Beschluß zu Weihnachten geschenkt, bald nach dem Spiegelhof, bald zu dem Meyer nach der Stadt, bald nach Blanksruh, und überall war sie zu Hause und ein geliebter Gast, um den sich alle Uebrigen schaarten und ihr die Liebe und Verehrung entgegentrugen, die sie so wohl verdiente.

War das nicht ein ganz anderes Leben als im Sommer des vorigen Jahres, als ihr Sohn aus Frankreich zurückkehrte und in den trostlosen Wirrwarr des väterlichen Hauses gerieth? Ach, wer dachte jetzt noch an jene traurige Zeit? Vergessen war sie, verweht hatte sie der Wind des neuen Glücks und eine neue paradiesische Erdenlust war über ihrem ergrauten Haupte aufgegangen und erfüllte ihr Herz jeden Tag mit neuem Dank gegen die Vorsehung, die da über den Sternen wohnt, jenen Sternen, denen gerade sie das größte Glück ihres Lebens zu verdanken hatte, das sie jetzt im geliebten und liebenden Kreise ihrer Kinder und Freunde genoß.

Was die sogenannte große, aber oft recht kleine und kleinstädtische Welt in ihrer Umgebung über die unerwarteten Neuerungen auf dem alten Baronenschlosse dachte und sprach, kümmerte sie und die ganze Familie sehr wenig, ja man achtete kaum auf das Geklätsch gewisser vornehmer Kreise, das sich natürlich und namentlich in der ersten Zeit überall laut vernehmen ließ. Räthselhaft war und blieb allerdings Allen der innere Zusammenhang der so plötzlich zu Tage getretenen Verhältnisse auf Strachnitz und allgemeine Verwunderung und endloses Staunen erregte der wie vom Himmel gefallene Reichthum des jungen Barons, der

sich mit einem Mal in allen seinen großartigen Unternehmungen bekundete und dessen wirkliche Quelle Niemand auch nur im Entferntesten ahnte. Die Meisten glaubten sie in dem Meyer Saaltrup suchen zu müssen und dann war ja auch die von so Vielen verketzerte Wahl des jungen Barons hinreichend erklärt. Der Meyer selbst, als er dies hörte, lachte herzlich darüber und freute sich der ungemein höheren Geltung, in die er dadurch so plötzlich bei vielen seiner alten Nachbarn und Bekannten gerathen war. Nur der Gemeindevorsteher in B . . . glaubte einen passenderen Schlüssel zu dem schweren Räthsel gefunden zu haben, indem er nicht in dem Meyer, sondern in Joël allein den segenspendenden Crösus sah, der aus verwandtschaftlichen Rücksichten auch für den Baron ein Uebriges gethan und ihm, wie der derbe Landmann sich ausdrückte, von Neuem auf die Beine geholfen hätte. Doctor Blank dagegen, als auch ihm diese neuste Entdeckung von Frau Mausgrau zugetragen wurde, nickte nur still mit dem Kopf, lächelte und sagte:

„Ja, Mausgrau, das kann sein und ich glaube es beinahe auch. Der Joël ist ein sehr reicher Mann, das erkennen Sie schon daraus, daß er unser Haus so hübsch ausgebaut und sich einen so kostbaren Wagen und so schöne Pferde angeschafft hat. Aber sprechen

Sie darüber weiter nicht; man hört nicht gern, daß Einen die Leute für ungeheuer reich verschreien, sonst wird man in den Steuern wieder viel höher angesetzt als bisher, und das ist immer ein übel Ding.“

„Weiß es der liebe Gott!“ erwiderte Frau Mausgrau, „darin haben Sie wohl Recht. Mich haben sie auch wieder in eine höhere Klasse gebracht, seitdem Sie mir hundert Thaler zugelegt, und wenn Sie nicht so gütig wären, das bittere Geld für mich zu bezahlen, wie sollte wohl eine so arme Creatur von Wittwe, wie ich, dem ewig hungrigen Steuerkasten das Maul stopfen können, o!“ —

Es war in der Mitte des Monats September und ein wunderbar schöner Tag, selbst der Hochsommer hatte kaum einen schöneren gehabt. Frisch und warm zugleich war die Luft, die in sanften Windströmungen über den Teutoburger Wald dahinzog, der Himmel zeigte sich in seiner reinsten Bläue und die Bäume im Walde prangten noch in ihrer ganzen Blätterfülle, durch deren Lücken goldene Lichtstreifen auf die Wege und Stege fielen, die die Sonne mit ihrem warmen Pinsel auf das Moos und den Rasen malte, die unter

ihrer wohlthätigen Berührung mit ihrem strahlenden Schimmer gleichsam zu lächeln schienen.

An diesem schönen Tage hatte man sich schon Vormittags auf dem Spiegelhofe ein Rendezvous gegeben und von allen Seiten kamen die Verwandten angerollt, zu denen gegen Mittag noch einige andere befreundete Gäste sich gesellten, denn heute sollte Esther zum ersten Mal an einer größeren Mittagstafel die Prüfung bestehen, ob sie auch wohl als Hausfrau eine würdige Nachfolgerin ihrer Schwägerin Nella sei. So waren denn alle Vorbereitungen von ihr getroffen worden, um sich selbst und ihren zahlreichen Gästen, vor Allen aber ihrem geliebten Reinhard zu genügen, der sie mit stillem glückseligen Lächeln auf Schritt und Tritt verfolgte und Alles, was sie that und thun ließ, mit freudiger Verwunderung betrachtete, da er es gut heißen mußte, weil es wirklich gut und dem beabsichtigten Zweck vollkommen entsprechend war.

Die Ersten, die sich an diesem Morgen schon vor zehn Uhr blicken ließen, waren der Meyer und Joël, denn Beide hatten immer große Eile, wenn es nach dem Spiegelhof ging, wo ja ihr Liebstes wohnte, was sie auf der Erde besaßen und nach dem sie immer wieder Sehnsucht empfanden, sobald sie nur wenige Stunden davon entfernt gewesen waren. Als der

Meyer mit seinen schnellen Pferden, die er selbst lenkte, wie eine Windsbraut in die Tenne gefahren kam, empfing ihn ein lauter freudiger Begrüßungsruf von allen darin versammelten Leuten, und Jung und Alt eilte herbei, um ihm die Zügel abzunehmen und den beiden Freunden beim Aussteigen behülflich zu sein. Kaum aber war der ehemalige Hausherr zuerst vom Wagen gestiegen, so sprang auch Esther wie ein junges Reh auf ihn zu und umhalste und küßte ihn, den sie so herzlich liebte, wie er sie.

Joël, seine schöne Tochter in ihrem ganzen hausfraulichen Reiz vor sich sehend, stand ruhig lächelnd daneben, wohl wissend, daß auch an ihn bald die Reihe einer so herzlichen Begrüßung kommen werde, denn er mißgönnte dem Meyer den Vorzug nicht, der ihn heute zufällig traf. Als dieser sie nun aber endlich losließ, umschlang sie den Vater mit beiden Armen, küßte ihn wiederholt und raunte ihm dabei in's Ohr:

„Vater! Ich danke Dir immer wieder von Neuem! Dein Kind ist namenlos glücklich und Reinhard ist ein Engel an Edelmuth und Bravheit!“

„Helf Gott!“ erwiderte Joël leise. „Mag es so bleiben und dann bin ich der Glücklichste außer Euch Beiden!“

Als die beiden Männer in die zum Empfang der Gäste mit Blumen geschmückten Zimmer getreten waren, die Esther dem Gärtner in Blanksruh verdankte, der sie schon am Morgen mit seiner Frau geschickt, fand sich auch Reinhard bei seinen Vätern ein, und nachdem sie sich begrüßt, begannen sie sogleich ein geschäftliches Gespräch, dem Esther wie immer voller Theilnahme und Interesse beiwohnte. Sie waren aber erst wenige Minuten beisammen, da ließ sich ein furchtbares Peitschenknallen vernehmen, dem alsbald ein anhaltendes Hundegebell folgte.

„Da ist der Doctor!“ jauchzte der Meyer auf, „der Esel Isaak verräth ihn und die Hunde bestätigen es. So laßt uns Alle ihm entgegengehen und den besten Freund unsers Hauses mit warmen Herzen begrüßen.“

Sie kamen gerade zur rechten Zeit, um ihn mit den fetten Ponies langsam in die Tenne einfahren zu sehen und Alle jubelten ihm entgegen, als sie den alten Herrn so frisch und munter wie immer in seinem kleinen Gefährt sitzen sahen und auf seinem freundlichen Gesicht die große Freude wahrnahmen, die er stets empfand, wenn er sich von seinen Lieben so herzlich willkommen geheißen fand.

„Ist Sophie mit ihren Kindern schon hier?“ lau-

tete seine erste Frage, die er an Alle zugleich richtete, nachdem er sie einzeln mit Händeschütteln begrüßt und Esther geküßt hatte.

„Nein, wir sind noch allein," sagte diese, „aber sie müssen gleich kommen, denn die verabredete Stunde hat geschlagen."

Der Doctor nickte ihr fröhlich zu und so begab man sich wieder in die Zimmer, in deren einem die Frühstückstafel schon mit Leckerbissen aller Art, wie sie der stattliche Hof hervorbrachte, besetzt war. —

Während die Herrschaften nun im Zimmer saßen und die Baronin mit Thusnelda und Armin erwarteten, spielte sich eine drollige Scene in der Tenne ab, die wir nicht unerwähnt lassen wollen, da deren Held kein Anderer als Isaak war, obgleich er weit davon entfernt schien, mit dem Antheil zufrieden zu sein, den ihm das Schicksal dabei beschieden hatte.

Line, die hübsche Magd, die einst Esther das Melken gelehrt, saß wieder bei ihrer Holsteiner Kuh und lag ihrer Pflicht ob, was sich täglich mehrmals zu bestimmten Stunden wiederholte. Sie saß aber noch nicht lange auf ihrem niedrigen Schemel, als Adam Riese zu ihr trat, seine breite Hand vertraulich auf ihre Schulter legte und freundlich sagte:

„Na, Line, hat die junge Frau Meyerin schon wieder einmal die Lise gemolken?“

„O ja, Adam, recht oft schon,“ erwiderte sie lachend und ihm mit ihren glänzenden Augen eben so vertraulich zunickend, „und sie versteht es jetzt beinahe so gut wie ich, aber ihre feinen Finger thun mir immer weh, wenn ich sie sich so abarbeiten sehe.“

„Na, sie werden nicht davon entzwei gehen,“ lachte er. „Du hast ja auch ein paar hübsche Hände und sie gefallen mir noch besser als die der Frau; man kann sie doch quetschen, ohne daß Du schreist, wie?“ Und dabei faßte er eine ihrer von Milch triefenden Hände und drückte sie so fest zusammen, als ob er einer Citrone all ihren Saft hätte auspressen wollen.

Sie verzog keine Miene dabei und bewies dadurch, daß er in einer Beziehung Recht habe; als er sie aber wieder losgelassen, stand sie rasch von dem Schemel auf, umfaßte ihn und gab ihm einen so laut schallenden Kuß, daß er durch die ganze Tenne gehört werden konnte.

Kaum hatte der gutmüthige Riese diese freiwillige Liebesgabe empfangen, so sah er sich fast erschrocken rings um. „Nicht so laut, Line,“ sagte er leise, „das könnte irgend ein Taugenichts gehört haben und, bevor

wir nicht Mann und Frau sind, was ja in vier Wochen der Fall sein wird, braucht kein Mensch zu wissen, wie lieb wir uns haben. Ha, da kommt der verdammte Kerl, der Isaak, der schnüffelt hier schon eine ganze Weile herum, als ob er von Dir auch das Melken lernen wollte."

„Ja, ich habe es auch schon gemerkt," sagte Line und gab Adam einen Wink, daß er sich entfernen solle. „Aber laß ihn nur kommen, ich will bald mit ihm fertig werden und bin neugierig, was er so Wichtiges mit mir zu verhandeln hat, daß er mich selbst bei der Arbeit nicht in Ruhe läßt."

Adam entfernte sich auf der Stelle und verließ sogar vertrauensvoll die Tenne, um sich irgend wo anders etwas zu schaffen zu machen; gleich darauf trat Isaak vorsichtig um die Raufe herum und stellte sich neben der Kuh auf, bei der sich Line niedergelassen, um ihre unterbrochene Arbeit von Neuem zu beginnen.

Isaak stand eine Weile unbeachtet neben ihr und drehte wie in Verlegenheit an seinem Schnurrbart, der bedeutend gewachsen war und den er, um ihm ein martialischeres Ansehen zu geben, mit irgend einem fetten Stoff gewichst hatte. Dabei aber sah er mit seinen Glotzaugen das hübsche Mädchen voller Bewunderung an und schmunzelte süß vor sich hin, was sie

gar nicht zu bemerken schien, obwohl sie es recht gut sah. Als er aber einige Zeit so gestanden und sich eben ein Herz zum Beginn seiner Rede gefaßt hatte, hob sie das schelmische Auge zu ihm auf und sagte:

„Na, Isaak, Du bist ja heute so maulfaul. Ist Dir der Mund vernagelt oder hat Dir die alte Mausgrau das Reden mit mir verboten?"

In diesem Augenblick trat Frau Mausgrau selber, die Doctor Blank, sobald sie mit ihren Hausgeschäften fertig, ihm nach dem Spiegelhof zu folgen aufgefordert, um der jungen Hausfrau bei ihrer heutigen ungewohnten Arbeit mit ihrem Rath in der Küche beizustehen, ganz unbemerkt in die Tenne. Als sie aber Isaak die Line anreden hörte und ihn auch sogleich neben der Kuh wahrnahm, stellte sie sich jenseits der Raufe eben so auf, wie damals der Meyer, als er Esther beim Melken belauschte, und hörte das nun folgende Gespräch aufmerksam mit an.

„Die Mausgrau sollte mir den Mund verboten haben?" sagte Isaak eben mit einer merklichen Geringschätzung im Ton. „Na, wie Du so sprechen kannst, Line! Die sollte mir nur kommen, ich würde ihr mit der Peitsche um die Ohren knallen, wenn sie mir ein Vergnügen, was man wahrhaftig nicht alle Tage hat, verbieten wollte!"

„Oho, so schlimm wird es doch nicht sein!“ erwiderte das Mädchen lachend, „und ich weiß, das Du Dich mehr vor ihr fürchtest, als Du mir zugestehen willst.“

„O Herrje! Das ist wieder ein Irrthum, Line,“ schmunzelte er, herzhaft einen Schritt näher an sie herantretend. „Vor der fürchte ich mich nicht, selbst wenn sie ihren Thurm von Nachthaube auf hat, worin sie wie eine alte Ohreule aussieht — weit eher fürchte ich mich — vor Dir, hübsche Line.“

„Vor mir?“ fragte sie, in ihrer Arbeit einen Augenblick einhaltend und sah ihn lachend dabei an. „Warum denn?“

„Ja, sieh' mal, Line,“ und er strich sich vor Verlegenheit wieder seinen graugesprenkelten gewichsten Bart, worauf er sich irgend ein Stäubchen von seinem rothen Kragen schnippte, als wolle er das junge Mädchen auf die schöne Farbe desselben aufmerksam machen, — „ich will es ehrlich sagen und Dir einmal mein ganzes Herz aufschließen. Sieh, Line, ich bin doch ein reputirlicher Mann, das mußt Du zugeben, habe mein gutes Auskommen und mein Herr wird mir gewiß erlauben, zu thun, was ich vorhabe.“

„Was hast Du denn vor?“ fragte sie mit ernsterer Miene. „Nur immer heraus mit der Sprache, und

sei nur gar nicht zu blöde. Knalle los. Ich höre Dich zu Zeiten gern sprechen, wenn es auch oft Unsinn ist, was Du vorbringst.“

„O Unsinn! Sprich doch nicht so, Line; aber damit Du es weißt, was ich vorhabe, will ich es Dir anvertrauen. — Ich will mich verheirathen!“ platzte er mit einem langen Stoßseufzer heraus.

„Du Dich verheirathen?“ Und Line brach in ein lautes Gelächter aus, in das eine ungesehene Person hinter der Raufe leise mit einstimmte. — „Wen willst Du denn heirathen?“ fuhr sie fort, als sie sich ausgelacht.

„Na, Line, merkst Du das nicht? Wenn ich nun Dich zu meiner Frau nehmen wollte, Du würdest mir doch gewiß keinen Korb geben?“

Line ließ ein noch lauteres unbändiges Gelächter erschallen und nur mit Mühe konnte sie endlich die Worte hervorbringen: „Nein, einen Korb nicht, aber gewiß einen recht kräftigen Nasenstüber. Also mich willst Du zur Frau nehmen? Ach, Isaak, Du kommst mir heute ungeheuer spaßig vor. Du könntest ja mein Vater sein!“

„Warum nicht gar!“ rief er ernst und wurde puterroth. „Ich bin ja noch ein junger Mann und gehöre zum Landsturm, nur der viele Pferdestaub hat

meine Haare so grau gemacht und der ewige Aerger über die großmäulige Mausgrau."

Line wurde mit einem Mal ungewöhnlich ernst und schüttelte widerwillig den Kopf. „Ne, Isaak," sagte sie, „ehe ich Dich zum Manne nähme, müßte sich Vieles an Dir ändern."

„O!" rief er mit weit aufgerissenen Augen, „was denn zum Beispiel?"

„Na, zuerst müßte Dein Schnurrbart weg, der steht Dir gerade so, als ob Du ihn irgend Einem gestohlen und verkehrt unter die Nase gesetzt hättest."

„Na, wenn es weiter nichts ist, den schneide ich mir ab, wenn er Dir nicht gefällt!"

„Nein, laß ihn stehen, was darunter sitzt, könnte mir noch unangenehmer sein, als die besenstarren Haare. Es müßte sich überhaupt noch vieles Andere an Dir ändern, was Du nicht abthun kannst. Zum Beispiel Dein breite Stulpnase, Deine thränenden Glotzaugen und Dein wackliges Fettkinn, haha! Mit einem Wort, Du müßtest eben Alles abthun, was Du auf dem Gesicht hast, denn, nimm es mir nicht übel, Du bist ein wahrer Gottseibeiuns für eine Frau — und nun habe ich keine Zeit mehr für Dich und muß in die Küche, wo es noch Arbeit genug für mich giebt."

Sie stand hastig auf, rückte ihren Schemel an die Wand und entfernte sich, ohne noch einen Blick auf den ihr verdutzt nachschauenden Rosselenker mit dem rothen Kragen zu werfen, der wie ein Mensch aussah, über den der Himmel eben seinen ganzen Groll ausgeschüttet. Er seufzte mehrmals tief auf, kraute sich mit beiden Händen hinter den Ohren und wollte eben langsam Line nachgehen, als er zu seinem Entsetzen an ihrer Stelle Frau Mausgrau um das Ende der Raufe biegen und ihn mit in die Seiten gestemmten Armen und einem Gesicht betrachten sah, auf dem eben so viel Staunen wie Spott und Schadenfreude lag. Am liebsten wäre er gleich in die Erde gesunken, denn in Gegenwart dieser von ihm in Wahrheit gefürchteten Frau, die ohne Zweifel seinen mißglückten Heirathsantrag vernommen, wie ihr ganzes Gesicht mit dem auf ihn hinblitzenden Auge verrieth, so kurz und bündig abgefertigt zu sein, überstieg Alles, was er jemals ihn Demüthigendes und Kränkendes erlebt. So stand er wie ein erstarrter armer Sünder mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde vor ihr und noch viel größer wurde seine Verwirrung und sein Aerger, als sie plötzlich laut zu lachen begann und sagte:

„Na, da habe ich doch auch einmal gehört, wie

ein dummer Mensch es macht, wenn er ein hübsches Mädchen kirren will. Pfui, alter Graubart, schämst Du Dich nicht?“

„Warum soll ich mich denn schämen?“ fragte er, sich trotzig in die Höhe hebend und seiner alten Widersacherin gegenüber allmälig seinen Muth wiederfindend. „Habe ich etwa etwas Uebels gethan, wenn es auch nicht gerade sehr klug gewesen ist? Es sind schon mehr Männer bei einer Frau abgefallen und es giebt noch hundert andere, die mich mit Kußhand aufnehmen würden, wenn ich nur ernstlich wollte und meine ganze Macht in die Wageschaale legte. Haha! — Aber sehen Sie, Frau Mausgrau“ — und hier nahm sein dummehrliches Gesicht die Maske des Scherzes vor — „Sie glauben doch wohl nicht, daß es mir Ernst um die Line war? Ne, wahrhaftig, es war ja nur ein capitaler Spaß!“

„So? Spaß war es?“ fragte Frau Mausgrau mit neu erwachender Entrüstung. „Na, dann war es noch viel erbärmlicher, mein muthiger Landsturmmann, und damit hast Du Dich mir in Deiner ganzen himmelschreienden Blöße gezeigt. So, nun bin ich mit Dir fertig und Du kannst in den Stall zu Deinen Pferden gehen, Dich bei ihnen in die Ecke stellen und Buße thun, wie es sich für einen so armen Sünder

geziemt. Vor mir aber laß Dich heute nicht wieder blicken, sonst gehe ich in die Stube und erzähle den Herrschaften die ganze Geschichte, damit sie Dich von innen und außen kennen lernen. In meinen Augen bist Du nicht mehr werth, die Peitsche zu schwingen und den alten guten Herrn zu fahren, und wenn ich an seiner Stelle wäre, lohnte ich Dich noch heute ab, dann könntest Du Dir ein paar Esel oder Hunde anschaffen, um durch die Stadt mit Besen zu fahren und sie für drei Pfennig das Stück zu verkaufen, haha!"

Jetzt hatte Isaak seinen ganzen männlichen Muth und Trotz wiedererlangt, denn da Frau Mausgrau so giftig wurde, glaubte er ein Recht zu haben, es auch zu werden und so sagte er mit bissiger Miene: „Oder mit zwei Katzen, wie Sie eine sind, das müßte auch ein gutes Fuhrwerk sein. Haha! Und nun lache ich auch."

Wer weiß, wie lange das erbauliche Zwiegespräch noch gedauert hätte, wenn es nicht von Adam Riese unterbrochen worden wäre, der eben draußen von Line gehört, was Isaak von ihr gewollt. Der Hüne trat mit seiner riesigen Gestalt dicht vor den puterrothen Mann hin und indem er ihn etwas derb an

seinem rothen Kragen faßte, sagte er mit einem Phlegma, das Jenem die Haut schaudern machte:

„Höre mal, Isaak, Du Jammermann! Wenn ich nicht bedächte, daß Du der Kutscher vom Herrn Doctor und heute mit ihm ein Gast in diesem gesegneten Hause bist, so würde ich mit Dir etwas machen, was Dir gewiß nicht angenehm wäre. Weißt Du, was?“

Isaak warf einen um Hülfe flehenden Blick nach Frau Mausgrau hin, die sich seiner aber nicht erbarmte, sondern nur laut lachte, als sie ihn unter den Fäusten Adam's sich wie ein Wurm krümmen sah. „Na, was denn?“ stammelte er, indem er sich vergeblich bemühte, seinen rothen Kragen ohne Schaden der Hand des Riesen zu entwinden.

„Ich steckte Dich, ganz wie Du hier bist, mit Bart und Kragen, in eine große Milchbutte und ließe Dich — sauer werden. Rahm gäbe es dann freilich nicht darauf, aber — recht viel Essig. Und nun, Kerl, mach, daß Du aus dem Stall kommst und tritt mir der Line nicht wieder zu nah, sonst könnte es Dir schlimm ergehen!“

Dabei drehte er ihn wie einen Knaben um und gab ihm einen so mächtigen Puff in den Rücken, daß Isaak selbst nicht wußte, wie er an Frau Mausgrau,

die immer noch lachte, vorüber kam und gleich einer düsteren Nebelwolke, die der Wind verflüchtigt, aus der Tenne verschwand.

Kaum aber war er nicht mehr darin sichtbar, so wandte sich Frau Mausgrau an Adam Riese und sagte gutmüthig: „Sei ihm nicht böse, Adam, er ist ja zu dumm und weiß nicht, was er thut.“

„Ich ihm böse?“ lachte Adam laut und herzlich auf. „Ei, ich habe ja nur meinen Spaß mit ihm gehabt und heute Mittag mache ich ihn aus Liebe und Freundschaft so betrunken, daß er die erste beste Kuh für meine Line halten soll.“

„Ach Gott, nein, Adam, das thue lieber nicht,“ bat die ängstlich werdende Frau, der ein betrunkener Kutscher das größte Scheusal auf der Welt war, „er muß ja meinen guten Herrn und mich heute Abend nach Hause fahren und könnte uns alle Beide kopfüber, kopfunter in einen Graben werfen.“

„I Gott bewahre, beste Frau, wo denken Sie hin? Das soll er wahrhaftig nicht, lieber fahre ich Euch selber nach Hause und er kann sehen, wie er auf allen Vieren — mit seinen Katzen nach Hause kriecht.“ Und er lachte unbändig auf und verließ die Tenne, um seine Line wieder aufzusuchen, während

Frau Mausgrau sich in die Küche begab und auf der Stelle Hand an die nöthige Arbeit zu legen begann.

Der Abend war allmälig hereingebrochen und das kleine Fest des Tages glücklich und zu Aller Zufriedenheit beendigt. Die fremden Gäste, höchlichst vergnügt über die angenehme Gesellschaft und entzückt von der liebenswürdigen Wirthin und dem gastfreien Wirth, hatten den Hof schon lange verlassen und nur die Verwandten und alten Freunde waren noch darauf zurückgeblieben, da ihnen die Trennung von einander jedesmal schwer wurde und sie dieselbe möglichst weit hinauszuschieben trachteten. Aber schon standen auch ihre Wagen bereit, um sie in ihre nicht ferne Heimath zu bringen, und sie gingen nur noch einmal, in einzelne Gruppen gesondert, um den im dämmerigen Abendlicht so still und friedlich daliegenden Teich, dessen verbreiterter Kiesweg jetzt hier und da mit bequemen Bänken verziert war und unter den Schatten der weit überhängenden Buchenzweige die angenehmsten Ruheplätze bot.

Der Abend war heiter klar und die Luft überaus mild und würzig, denn frische Heuhaufen lagen auf

dem an vorigen Tage gemähten Rasen hie und da aufgeschichtet und streuten einen süßen Duft über die ganze Umgegend aus. Ringsum am tiefblauen Himmel war keine Wolke zu sehen und kein Luftzug bewegte die Blätter der Bäume; in dem weiten, den Hof umgebenden Walde herrschte tiefe Stille und je dichter die Schatten wurden, die sich unter ihm lagerten, um so friedlicher und heimlicher wurde es darin, da kein Tagesgeräusch mehr vom Hofe herüberdrang. Auch das lärmende Volk ewig schnatternder Enten war längst zur Ruhe gegangen, nur die beiden Schwäne ruderten noch in patriarchalischer Majestät auf dem blauschwarzen Teich herum, als freuten sie sich nun erst recht ihrer alleinigen Herrschaft auf dem jetzt von Niemandem bestrittenen Element.

Voran von den vier auf dem Hofe weilenden Paaren schritten der Meyer und Joël, und der Erstere rauchte gemüthlich seine Cigarre, deren blauen Rauch er in zierlichen Wirbeln von sich blies, was bei ihm immer ein Zeichen seiner vortrefflichen Stimmung war.

„Na," sagte er eben zu Joël, „das war ein ganz angenehmer Tag und wir haben Alle unsere Freude an der neuen Wirthschaft und den jungen Wirthen gehabt — nicht wahr, alter Freund?"

„Helf Gott, ja!" erwiderte Joël mit einem dank-

bar gegen den blauen Himmel aufgeschlagenen Blick, „und mein kleines Mädchen hat sich als Hausfrau so weislich und klug benommen, als ob sie schon Jahre lang eine solche Wirthschaft geführt hätte und alle Tage so viele Gäste bei sich zu sehen gewohnt wäre."

„O, daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt," versetzte der Meyer mit merklichem Stolz. „Esther kann und versteht Alles, was nur ein Mensch kann und versteht. Ich habe früher immer gedacht, daß es kein so vollkommenes Mädchen wie meine Nella gebe, aber Esther übersieht sie doch in Vielem, wie mir allmälig klar geworden ist."

„Nicht doch, lieber Saaltrup, überschätzen Sie meine Tochter nicht auf Kosten Ihrer Tochter. Auch sie ist nicht vollkommen, wie es kein Mensch auf der Welt ist, aber sie leistet, was sie leisten soll, und das ist eben genug. Uebrigens können wir Beide mit unseren Kindern zufrieden sein und ich wüßte wahrhaftig nicht, wem ich von den Vieren den Vorzug geben sollte."

„Nein, das wollen wir auch nicht, vielmehr wollen wir sie alle Vier gleich lieb haben und Gott danken, daß er sie uns gegeben hat. — Aber wie ist es, lieber Joël, fahren wir jetzt? Ich denke, es wird Zeit, wenn wir nicht die Nacht hier bleiben wollen."

Ich bin bereit, kommen Sie! Die Anderen werden ja wohl auch bald aufbrechen wollen." —

Zwanzig Schritte hinter den beiden Alten waren Armin und Thusnelda Arm in Arm gegangen und in leisem Liebesgeflüster und sich ihres voll errungenen Glückes freuend, achteten sie nicht auf Zeit und Ort, denn sie wußten wohl, daß sie überall und zu jeder Stunde, die sie beisammen verbrachten, glücklich waren.

Unmittelbar hinter ihnen, aber die Arme um Leib und Leib geschlungen, gingen Reinhard und Esther und Letztere hatte ihren schönen Kopf zärtlich an des Ersteren Schulter gelehnt. Sie hatten heute noch viel mehr Zeit als Jene und dachten nicht an die verrauschende Stunde, denn sie blieben ja in ihrem traulichen Heim, das jetzt für sie ein Paradies ohne Schatten und Wolken war.

In etwas weiterem Zwischenraum hinter ihnen wandelte langsam das vierte Paar einher und auch Sophie von Strachnitz hatte ihren Arm vertraulich in den ihres alten Freundes gelegt. Ohne anfangs viel zu sprechen und nur ihren sie ganz erfüllenden Gedanken und Empfindungen hingegeben, hatten sie sich wie immer den Anderen angeschlossen und richteten nun ihre Schritte dahin, wohin diese die ihrigen

richteten. Nur bisweilen hob Doctor Blank seine Augen nach dem Himmel empor, als suche er etwas daran, aber er konnte es nicht entdecken, denn dort oben war es noch zu hell, wenn auch auf der Erde die Schatten um sie her immer breiter und tiefer wurden. Frau von Strachnitz aber folgte jedesmal seinen Blicken und als er eben wieder in die Höhe sah, fragte sie mit ihrer sanften Stimme:

„Suchst Du Deine Sterne, Theodor?"

Er drückte ihren Arm fester an den seinen und erwiderte mit der weichen Ruhe, die ihm seit langer Zeit wieder ganz zu eigen geworden war: „Ach nein, es ist nur eine alte Gewohnheit von mir, in die Höhe zu blicken, wenn der Abend hereinsinkt; meine Sterne aber, wenigstens meinen Hauptstern, habe ich jetzt auf der Erde gefunden, den brauche ich also nicht mehr zu suchen, da ich ja immer weiß, wo sein Licht leuchtet und seine Stimme spricht." — Und er richtete seine blauen tiefschauenden Augen liebevoll auf seine Gefährtin und sie erwiderte den Blick und nickte ihm eben so freundlich zu.

„Kommst Du morgen zu uns?" fragte sie nach kurzer Zeit.

„Morgen? Schon wieder?" fragte er lächelnd.

„Ist es Dir zu oft?"

„Ach nein! Ich bin ja bis jetzt fast alle Tage bei Euch gewesen oder Ihr bei mir oder hier auf dem Hofe, aber wir müssen doch einmal wieder an unsere Arbeiten denken.“

„Das wollen wir auch, doch arbeiten wir ja stets, wie wir es früher thaten, wenn wir bei einander waren — und wenn wir es auch nicht mehr so eifrig thun und dabei mehr an Andere als an uns denken, so wollen wir wenigstens so oft wie möglich zusammen sein. Denn ach, mein Freund, wir sind Beide alt und müssen im Genuß des Lebens jede Stunde festhalten und verwerthen. Wer weiß, wie rasch es auch mit uns einmal zu Ende geht und — wir haben Vieles nachzuholen, Theodor, nicht wahr?“

„Ach ja,“ versetzte er, leise aufseufzend, „da hast Du wohl Recht, aber vor diesem Ende bange ich nicht, Sophie. Für mich ist es nur der Anfang eines neuen Lebens, denn Du weißt ja, ich bin einmal des Glaubens, daß unsere Existenz mit unserem hiesigen Leben nicht abgeschlossen ist, sondern daß sie, wenn sie hier endet, an einem anderen Orte von Neuem beginnt.“

„Auf Deinen Sternen — nicht wahr, das meinst Du doch?“

„Ja, Sophie, das meine ich, und je älter ich

werde und je öfter ich jene Lichter dort oben funkeln sehe — da sieh, da blitzt eben das erste hervor — um so fester wird meine Ueberzeugung, daß das Alles über uns nicht umsonst geschaffen ist, daß auch wir nicht blos zu Staub zerfallen, wenn man uns in die Erde legt, sondern daß wir, ähnlich wie die Blätter eines Baumes im nächsten Frühjahr, neu erstehen — ich meine, daß unser Geist, unsere Seele — sich zur Höhe schwingt, um irgend wo anders in einer veredelten Gestalt und mit veredelten Sinnen ein anderes Leben zu beginnen, was noch besser, schöner und vollkommener ist, als dieses gebrechliche Erdenleben es war."

„Und werden wir uns nach Deinem Glauben dort oben wiederfinden?" fragte sie, indem sie sich unwillkürlich und von einem süßen Gefühl durchschauert, wieder fester an ihn schmiegte.

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er laut und fest: „Ja, ich glaube es, trotzdem viele Weisen der Welt, die sich für klüger halten als andere Leute, daran zweifeln. Ich aber, mein Kind, ich zweifle nicht, denn mich haben die Sterne, die ja reden können, wie Du weißt, eines Besseren belehrt, sie haben mir schon auf Erden wiedergegeben, was ich mir wünschte, mit tausend stillen Seufzern ersehnte, und so werden sie mir auch dort wiedergeben, was mein ganzes Herz, meine

ganze Seele erfüllt und um was ich in meinem mich beseligenden Glauben fortan Gott Tag und Nacht bitten werde."

Sie faßte seine Hand, drückte sie warm und dankbar und sagte:

„Ich will Dir glauben, theurer Freund, denn einen schöneren und hoffnungsvolleren Glauben giebt es für mich auf dieser Erde nicht. Also auf Wiedersehen einst dort oben, wie jetzt und hier auf morgen! Und so lebe wohl und habe Dank, daß Du mich wieder um eine Hoffnung reicher gemacht hast. Gute Nacht!" —

Ende.

Druck von Fr. Andrä's Nachfolger in Leipzig.

Galen, Philipp,

Auch die Sterne kon͞nen reden Roman. Mit Porträt des Verfassers

Bd.: IV

Leipzig 1879